

# VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 26.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 6. Juli 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.  
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. S. W.

37. Jahrg.

## Das Amulett.

Novelle von Frida Schanz.

Nachdruck verboten.

Zu den Segnungen einer Karlsbader Frühlingskur, die wir uns vor einigen Jahren gönnten, gehörte eine fröhliche und herzliche Freundschaft zwischen uns jungem und einem sehr liebenswürdigen älteren Ehepaar. Noch ehe wir durch die Nachbarschaft an der Table d'hôte mit diesem bekannt wurden, hatten die beiden Menschen, die eine stete zarte Besorgnis für ihr wechselseitiges Wohl mit unzlölichen Bänden aneinander zu fetten schien, uns zwei, deren Herzensbund erst anfang sich im Feuer der Liebe zur Freundschaft für Leben und Tod zu härten, aus der Ferne aufs angelegentlichste beschäftigt.

Wir hörten aus ihrer Sprache und lasen aus der Kurliste, daß sie Russen seien; ein kleiner Ort nahe bei Odesa war ihre Heimat.

Nach letzterer Stadt hatte der Zufall zwei meiner frühesten Jugendfreundinnen als Gattinnen deutscher Kaufleute entführt; dadurch fanden sich schnell eine Menge Beziehungen zu dem alternden Liebespaar; schon nach der ersten Stunde unserer Bekanntschaft trennten wir uns mit fröhlichem „Auf Wiedersehen!“

Danach schien es ohne alle weiteren Abmachungen beschlossen, daß wir uns zu jeder Mahlzeit aufs neue zusammenfanden; bald wurde auch die Gemeinsamkeit unserer Spaziergänge eine selbstverständliche Sache, und nach acht Tagen mußten wir uns oft bestimmen, daß es auch einmal eine Zeit gegeben, in der wir nichts voneinander gewußt hatten.

Die beiden Leute waren unendlich sympathisch. Die Einsamkeit ihres weltfremden Steppengutes und das buntfarbige Winterleben der prächtigen Großstadt, das sie zur Abwechslung einige Monate auf sich einwirken ließen, mochten aufs günstigste zusammengearbeitet haben, um diese bezaubernde Mischung von Weltbildung und Ursprünglichkeit, von anmutigen Lebensformen und vollstümlicher Treuherzigkeit hervorzurufen. Dabei war ihre zärtliche Freundschaft in der Nähe noch reizender zu beobachten, als von fern. Wie der gemeinsame Besitz eines heimlichen teuren Schatzes schien die Erinnerung an ein reiches gesegnetes Leben zwischen den beiden zu liegen; ein schnelles Ausleuchten der lebenswürdigen Gesichter, ein gleichzeitiges Lächeln, ein Blick des Verständnisses herüber und hin, der dünkte uns oft wie ein rasch aufblühender Schein des verborgenen Gutes.

Ein solch stillberedter Blick ist mir besonders erinnerlich. Eins von uns Jungen hatte, durch die Begegnung mit einem

schwerkranken Bekannten veranlaßt, die Unzulänglichkeit dieser schönen Welt einmal bitter beklagt; unsere Russen ordneten sich der unerforschlichen Weltordnung friedlicher unter und verfochten mit sanfter Beredsamkeit die Behauptung, daß Unglück und Leiden zu unserem Erdenteile geradezu notwendig seien; die Gewöhnung würde von dem Bewußtsein des Glücks und Wohlbefindens nichts übriglassen, wenn diese Güter als selbstverständlich gelten; tief und dauernd beglücken könne überhaupt nur ein schwer errungener, verlorenener und wiedergewonnener oder doch mindestens einmal hart bedrohter Besitz.

Natürlich fanden wir, daß diese gefügige Auffassung der Dinge alle Risse nicht deckte, aber ein Blick zwischen den beiden Gatten sprach von so unerschütterlichem Einverständnis mit der Ordnung dieser besten aller Welten, daß es nutzlos schien, dagegen aufkommen zu wollen.

So ergriff ich gern eine Gelegenheit, die sich bot, die Sache ins Scherzhafte zu ziehen: ohne daß der Alte es wahrte, hatte sich ein kleines Geldstück französischen Gepräges, das er als Verloque an der Uhrkette zu tragen pflegte, von seinem angestammten Platz losgemacht und war unter unseren Kaffeetisch in den Sand und vor meine Füße gerollt, wo ich es zufällig blitzen sah.

„Sehen Sie, Herr Trubektoi,“ rief ich, die Münze schnell



Eine delikate Frage. Gemälde von Tih. Margitay.

Photographieverlag der Photographischen Union, München.

aufhebend und ihm hinreichend, „das ist nun auch ein Besitz, dessen Wert Sie doppelt fühlen werden, denn er war bei einem Haardar, Ihnen für ewig verloren zu gehen.“

Der alte Herr griff so ungestüm nach dem Geldstück, als traue er seinen Augen nicht. „Marijtscha!“ rief er seiner Frau zu, „was sagst du, es ist unser Amulett!“ „D, ich danke Ihnen,“ wandte er sich dann in unbegreiflicher Erregung zu mir. „Sie können gar nicht ahnen, welchen Schatz Sie uns alten Leuten gerettet haben. Ja, wenn es möglich wäre, würde uns die Münze nun noch wertvoller sein, als früher! Sehen Sie sich das Stück Geld an. So sieht ein Talisman aus, der zwei armen Seelen ein Glück am Abgrund gerettet hat, das sie deshalb mit immer wachem Bewußtsein durchs Leben tragen, weil sie so nahe daran waren, es vor ihren Augen für immer versinken zu sehen.“

„Ach, eine ganz einfache Geschichte,“ sagte die Matrone, als wir uns nun erwartungsvoll zurecht rückten, um das weitere zu hören.

„Ich darf doch?“ fragte er sie. Eine gewisse Verlegenheit lag auf ihrem fein errötenden Gesicht; aber sie lachte und nickte: „So mache es wenigstens gnädig mit mir und dir!“

Damit war die Erlaubnis gegeben, und wir bekamen inmitten des Weihrauchdusts einer unzähligen Menge unglücklich bieder Papyros (Cigaretten) folgende moderne Wundergeschichte zu hören, zu deren Vollständigkeit die prächtige Freundin mir später selbst noch manche Einzelheit nachtrug.

Das Heimatgut der beiden, Kalantaiska, wie die ihm nahe liegende kleine Bahnstation benannt, war unter der Bewirtschaftung der Trubektois in keiner Weise emporgekommen.

Die Herren waren von Geschlecht zu Geschlecht die gleichen: leichtfertige Lebemänner, von einer Art unpraktischer Sportsinn für die Landwirtschaft besessen. Die Ländereien, die unter der verständigen Leitung eines hausbadenen Pächters ihrem Besitzer die Mittel zu einem standesgemäßen Großstadtleben recht wohl hätten abwerfen können, verkommen unter der Last jener Herrenpassion. Teure, unpraktische Experimente auf der einen brachten lächerliche Veräußerungen auf der anderen Seite mit sich; mit der Menge der Mißerfolge wuchs nur die Lust zum Experimentieren und mit der Last der Schulden leider eine zweite Erbkrankheit der Geschlechtsproffen: das Spiel.

Selbstverständlich kann diese Art von Gutsbesitzern keinen tüchtigen und kräftigen Mann neben sich leiden, und so waren von jeher die Inspektoren an Stellung die ersten und an Unterwürfigkeit die letzten der Knechte gewesen.

So war es, zur Kinderzeit unseres alten Freundes, glücklich so weit gekommen, daß der Herr von Kalantaiska nur noch wie auf einem zerbrochenen Stuhl auf dem einst so unantastbar sicheren Erbe saß. Gerade damals, wo es nicht mehr viel zu retten gab, kam, wie durch eine Hintertür, doch einmal ein tüchtiger Mann aufs Gut. Ein schönes Frauengesicht unter dunkelblonden Zöpfen, zwischen den Pflorabattens eines bunten Sommergärtchens auftauchend, hatte den schon alternden Herrn zur Einklebe in ein einige Werst entfernt liegendes Nachbargut bewogen. Statt des Pferdehandels, der den Vorwand des improvisierten Besuchs bilden mußte, kam ein anderer Handel zu stande: der alte Trubektoi engagierte sich den Verwalter des Gutes, den Gatten jenes jungen Weibes, welcher eben durch den Verkauf des Gütchens stellenlos geworden, zur Ueberwachung seiner eigenen verwahrlosten Scholle.

Der Mann schien mild und still und somit den Traditionen seiner neuen Stellung noch weniger entgegen, als deren jetziger Vertreter, der seinem herabgekommenen Gebieter in der Beurlaubung, alle Kriecherei bergessend, schon ein paarmal ganz tüchtig die Wahrheit gesagt hatte.

Wenn aber der Dienstgeber durch diese neue Besetzung der Stelle sich einige Vorteile versprach, so irrte er sich gewaltig: die junge Verwalterin machte durch den Ernst und die Würde ihres Wesens jede Annäherung unmöglich, dazu hatte sie seit der ersten Stunde in Kalantaiska stets einen Hüter um sich, wie ihn die größte Unschuld nicht harmloser und die größte Klugheit nicht weiser hätte wählen können. Zwan, Trubektois zweites Söhnchen, hatte sich in das kleine Verwalterhaus verirrt, und der mütterliche Junge konnte sich von der milden Wärme, die das Wesen der schlichten, gutherzigen Frau verbreitete und von dem Zauber, den ihr Töchterchen, ein vierjähriges kluges und reizendes Geschöpf, auf ihn ausübte, nicht wieder wegfinden. Der kleine Zwan aber war dem Vater zu sehr ans Herz gewachsen, als daß dieser die unschuldige Warnung, die in seiner Gegenwart lag, nicht hätte verstehen sollen.

Auch sonst hatte der alte Gutsbesitzer falsch gerechnet, denn während er, von seiner Neigung eingenommen, den neuen Verwalter als unschädlich einzuweilen gewähren ließ, nahm ihm dieser ganz leise und unmerklich die Zügel der Herrschaft aus der Hand. Unter der fast schwermütigen Milde und Ruhe seines Wesens schloß eine große Willenskraft und eiserne Hartnäckigkeit; und mit der ganzen Schlaueit des russischen Bauern verstand er unter dem Schein demütiger Unterwürfigkeit seine bessere Einsicht gegen die Phantasereien seines Herrn durchzusetzen, wobei ihm der fromme Gehorsam, den er sich seit der ersten Stunde von den Leuten errungen, überaus zu statten kam.

Ehe der Gutsbesitzer es sich versah, war ein anderer, als er, Gebieter seines Grund und Bodens; als er den Stand der Dinge erkannte, reisten schon die goldenen Früchte, die dessen eigenwillige Klugheit gesät. Die Folge davon war eine unerbittliche Eifersucht des alten Herrn, ein fortwährender Krieg zwischen ihm und seinem Verwalter. Es war, als ob der Entthronung sich durch seine übelwollende Tyrannei das letzte bißchen Herrenrecht wahren wollte. Das Schlimmste war, daß er, um den Knecht nicht recht haben zu lassen, die Früchte der besseren Verwaltung womöglich im voraus durch immer tollere Neuzuführungen, durch Spiel und lustiges Leben vergeudete.

Trotz der Feindseligkeit seines Herrn und der Unmöglichkeit dauernden Erfolges hielt Wassili Andrejewitsch drei Jahre lang auf Kalantaiska aus.

Diese drei Jahre kamen doch einem zu gute. Sie waren für den kleinen Zwan so reich an traumlichem Glücke, daß sich noch im Gedächtnis des alten Mannes die ganze Erinnerung an Heimat und Kinderzeit in diese drei Jahre konzentrierte. Die armen Jungen, Zwan und sein älterer kränklicher Bruder Paul, hatten bisher wenig davon gewußt, was jung und froh sein heißt. In der Wüstenei einer ordnungslosen, halb bettel-

haften, halb verschwendischen Häuslichkeit, unter der Dohut eines strengen, frömmelnden Hauslehrers und des ewig aufgeregten, launenhaften Vaters aufgewachsen, war der eine über seine Jahre mürrisch und verschlossen, der andere zum Erbarmen unbändig und scheu, weichherzig und nach Liebe bedürftig geworden.

Dieser arme wilde Vogel fiel nun zur rechten Zeit in das kleine, weiche Nest, welches rechtschaffener Fleiß, Ordnung und Sittenstrenge wie ein Gestrüpp voll wilder Rosen und schützender Dornen umhegte.

In der kleinen sauberen Stube mit ihren Heiligenbildern und dem ewigen Lämpchen im blumengeschmückten Winkel, mit ihren blendenden Vorhängen vor den kleinen Fenstern und den kunstvoll gestickten Decken auf den alten holzgeschnitzten Laden wurde sein Herz zum erstenmal auf Erden heimlich. Die junge Verwalterin wurde sein Abgott, und im spätesten Alter schwebte ihm ihr Bild noch vor, wie er sie immer am klappernden Weibstuhl sitzen gesehen, voll und stattlich im glatten, selbstgewebten Hauskleid, den zarten, schmalen Kopf vornüber geneigt und die schweren Flechten bei der Arbeit meist herabfallend und vorn unter dem weichen Kinn wie ein goldiges Band ineinander geschlungen.

Die schlichte Frau verstand den überschwenglichen Jungen; auf das Ueberbrausen und Schäumen seines verwilderten Wesens konnte nichts wohlthätiger einwirken, als ihre ruhige, abgemessene Freundlichkeit und Fürsorge, ihre echte Weiblichkeit und, schlichte fromme Einsicht. Ganz absonderlich stand sich von Anfang an der kleine Herrensohn zu Marijtscha. Die Kinder der früheren Verwalter hatte er bald in Gemeinschaft mit Paul geprügelt und gequält, bald heimlich mit einem Gnabenregen von ersparten oder irgendwie auf die Seite gebrachten Lederbissen überschüttet; diese winzige Dirne aber in ihrem weißen gestickten Faltenhemdchen und sauberen Röschchen verstand nichts von dem Unterschied zwischen Herrn und Knecht und that halb mitleidig, halb gnädig, wenn sie auf dem Fußbänkchen zu der Mutter Füßen hinrückte, um dem verwilderten Jungen Platz zu machen, dessen zerrissene Jacke für sie nichts dadurch gewann, daß sie mit Seide gefüttert war. Der Junge ärgerte sich schwer über das dumme kleine Ding; am meisten verdroß es ihn, daß er den Mut nicht fand, ihr einmal klar zu machen, wer er sei und wer sie, daß etwas in ihrer Kinderart lag, etwas Süßes, Sicheres, das ihn einschüchterte und so oft heimlich entzückte.

Auch später, als sie schon in den Bilderbüchern, die er ihr brachte, zu lesen verstand, wollte sie nicht demütig sein und zu ihm aufschauen lernen; und es ist bei der Einsamkeit und dem engen Gedankenkreis, in welchen die kleinen Steppensöhne aufwuchsen, wohl begreiflich, daß ein guter Teil seines Sinnes und Trachtens darauf ausging, vor dem eigenförmigen, reizenden Kinde etwas zu gelten und vorzustellen. Nie, wenn er mit dem Vater in der nichts weniger als stattlichen Troika über Land oder gar in die große Stadt fahren durfte, vergaß er, ihr etwas mitzubringen und es ihr im Vorübergehen recht herablassend, als etwas ganz Nebenwichtiges, zu übergeben. Leider waren diese Geschenke sehr dürftige Herrngaben, und daher kam es wohl, daß er trotz aller solchen Vorzüge immer rot und verlegen wurde, wenn ihr Blick dann darauf ruhte.

Als der alte Trubektoi seinem zweiten Sohn eines Tages verkündete, er solle auf die Militärschule in die Stadt kommen, da zum Bewirtschaften des Gutes später ein Mann genug sein werde, war das zwölfjährige Jungen erster und einziger Gedanke, was das kleine Mädchen wohl zu dieser Zukunftsaussicht sagen werde, und er war außer sich vor Glück, als das rosige Gesichtchen ihn versteinernd anstarrte und die blaugrauen Augen förmlich dunkel wurden vor ehrerbietiger Ueberachtung. Vielleicht hatten ihr ein paar Offiziere, die manchmal auf das Gut herankamen, so tiefen Eindruck gemacht, vielleicht wuchs der Spielkamerad dadurch, daß sie ihn verlieren sollte, in ihren Augen an Ansehen. Sie war anschniegender und freundlich zu ihm in diesen letzten Wochen des Zusammenlebens und folgte ihm ohne Zögern, wenn er sie zum Weilschen in den Baumgarten oder zu einem Lauf durch die Steppe, wo im sprossenden, lichtgrünen Grase Frühlingssonne und Frühlingswind ihr Spiel trieben, einlud.

In diese Aprilwochen fiel die Feier des russischen Osterfestes. Wie alljährlich wurde der Pöpe des nächsten Kirchdorfes auf dem Gut erwartet, um die Speisen, mit denen nach alter Sitte das lange Fasten in festlicher Weise gebrochen wird, durch Gebet und Besprengen mit geweihtem Wasser zu segnen. Kuchen, allerlei Fleischspeisen, Piroggen und farbige Eier standen im Herrenhause und in der kleinen Stube des Verwalters auf weißgedeckten, blumengeschmückten Tischen bereit. Eine festliche Erwartung lag in der Luft, und die Kinder erzählten einander, was in jedem Hause gebacken und gebraten worden und welche Gäste man zum Feste erwartete.

Im Gutsbause waren es keine anderen, als des alten Trubektoi Spielgenossen, ein paar verschuldete Offiziere, ein fernwohnender einsamer und filziger Landwirt und einige großstädtische Müßiggänger, von denen der Gastgeber damals wohl ebenjowenig wußte, wer sie waren und was sie trieben, als der Erzähler es nach so vielen Jahren anzugeben vermochte. Sie trafen sämtlich im Laufe des Osterfestes ein und würtzten sich den Appetit auf die Lederbissen, die vor der Ankunft des Pöpen keiner anzurühren gewagt hätte, durch hohes Spiel. Zwan und Paul standen, wie es oft geschah, mit am Tisch und sahen dem leidenschaftlichen Segen und Einraffen zu. Das Glück war dem jüngsten der beiden Lieutenants, einem lüderlichen, lustig und gutmütig aussehenden Menschen, vor allem und jedenfalls gegen alle Gewohnheit hold, denn der junge Mann glühte und zitterte vor Erregung, und als die Ankunft eines neuen Gastes die Gesellschaft auflöste, schloß er, nachdem er seinen Gewinn zusammengerafft, Zwan, der während des Spieles zufällig an seiner Seite gestanden und jetzt allein mit ihm im Zimmer geblieben war, festig in seine Arme, küßte ihn auf Stirn und Wangen, versicherte, daß nur seine Nähe ihm diesen unerhörten Segen gebracht, und bat ihn endlich in seiner überschwenglichen Rührung, das erste an diesem Tage gewonnene Geld, ein Goldstück französischer Prägung, von ihm anzunehmen.

Es war das erstere größere Vermögen, das der Knabe besaß, und seine Freude über das glänzende Stück Geld war für den Sohn des Spielers charakteristisch.

Trotzdem brachte er es gleich danach fertig, den teuern Besitz draußen im Hofe mit gut gespielter Gleichgültigkeit vor Marijtscha auf den Boden fallen zu lassen.

„Ach, da fiel Geld! Marijtscha, sieh doch, bitte, daß du es findest!“

Die Kleine ließ das schöne blinkende Geldstück vor Schreck beinahe zum zweitenmal fallen.

„Das ist dein?“

„Nun und was weiter?“

„Das ist unmöglich! Höre, die Mutter hat ein solches in ihrer Sparkasse, und sie sagt, es sei unermesslich viel wert!“

„Nun ja! Wir haben aber nicht nur eins.“

„Zwan, ist es wirklich dein? Weißt du, ich glaube bestimmt, man kann die halbe Welt dafür kaufen!“

Sein Herz schlug ihm laut, so sehr freute er sich über ihr andächtiges Staunen.

„Mag sein! Aber trotzdem, es ist mein; glaube mir doch!“

Sie schüttelte noch immer den Kopf.

„Sage,“ rief er auf einmal, von prahlischem Großmut hingerissen, „wirst du das Geld wohl haben?“

Die Kleine streckte ihre beiden Hände abwehrend aus und sah den Knaben erschrocken an. „Wirst du es haben?“ schrie er noch einmal, helle Glückseligkeit in den braunen Augen. Sie flüsterte ein leises „Nein“, während sie ganz verschüchtert ihr Köpfchen senkte.

„Du mußt es nehmen!“ rief er nun, so freundlich und froh, wie er noch nie mit ihr gesprochen hatte. Er suchte selbst in den Falten ihres groben Röschchens nach ihrer kleinen Tasche und knüpfte seinen Goldschack in den Zipfel ihres Tüchleins ein. Darauf nahm er sie bei der Hand und ließ, als sei dies Geschenk für ihn die gleichgültigste Sache der Welt, mit ihr zum Hofthor ins Grün hinaus. „Wir wollen dem Pöpen entgegengehen, Marijtscha.“

„Ich bitte dich, Zwan, laß mich der Mutter das Geld erst zeigen.“

„Dies dumme Geld! Denke doch daran gar nicht und komm jetzt!“

Sie lief ein Weilschen neben ihm her, blieb dann stehen und weinte.

„Ich ängstige mich, Zwan,“ sagte sie unter Schluchzen. „Immerzu muß ich an das Geld denken, an das viele, viele Geld! Die Mutter wird mich schelten, daß ich es angenommen; sie wird es deinem Vater sagen, und dein Vater jagt uns dann fort, er hat es schon oft gedroht.“

Der Knabe mußte in diesen kindlichen Klagen wohl etwas Wahres finden, denn er wurde auf einmal sehr kleinlaut, stotterte allerhand schwachen Trost und sagte endlich schnell entschlossen: „Sage niemandem etwas davon! Das ist das Beste.“

Auch ihr schien das einzuleuchten, aber sie hatte noch große Bedenken. War dies Verheimlichen nicht eine schwere Sünde? Würde sie ruhig schlafen können, und würde die heilige Mutter Gottes noch über ihrem Bett wachen, wenn sie solch eine Heimlichkeit auf dem Herzen trug?

Zwan wußte diese Gewissenskrüpel auch nicht gleich zu beschwichtigen. Aber während er seinen kleinen Liebling unter allerlei Trostesversuchen immer weiter vom Hause fortzog, tauchte an der fernen Grenze der grünen Grasfläche das Dreigespann des Geistlichen auf. Ein reiches Ausleuchten zuckte über des Knaben Gesicht.

„Marijtscha, weine nicht länger! Ich weiß, was du thun mußt! Lege das Geld heimlich zwischen die Kuchn auf den Ostertisch, daß der heilige Mann es mit segnet und mit dem geweihten Wasser besprengt. Danach wird es dir Glück bringen, Liebe, und die heilige Mutter Gottes wird dich nicht bestrafen, wenn du es behältst, ohne jemandem ein Wort davon zu sagen!“

Der fromme Rat beruhigte das Kind.

Die weihervolle Ceremonie des Ostersegens war ihrem gläubigen Kindesherzen immer als ein hohes Wunder erschienen; dem Weilschen und den geklüfterten Worten des Pöpen, vor dem selbst der stolze Gutsbesitzer sich demütig bis zur Erde verneigte, trante sie die weitgehendste Gewalt zu.

So war ihr liebes Gesichtchen auf einmal wieder voll Sonnenschein, und atemlos eilte sie an ihres Freundes Hand dem Hause zu.

Zwischen Frühlingsblumen versteckt, erhielt die verhängnisvolle Goldmünze eine Viertelstunde später den andächtigen Segen des alten Priesters. Zwei Chorknaben in festlichen Gewändern schwenkten kupferne Weihrauchschalen durch den niederen Raum, in dem der graubärtige Verwalter mit seinem schönen jungen Weib und neben ihnen Zwan und die kleine Marijtscha in gleicher kindlicher Glaubensdemut knieten. Jede Spur von Bangigkeit war nach dem „Amen“ des Geistlichen aus des kleinen Mädchens Herzen genommen. Während die Verwalterseute den hohen Gast unter zahllosen tiefen Verneigungen wieder hinüber nach dem Herrenhause geleiteten, grub sie auf Zwans Rat das geweihte Goldstück in die Erde eines Rosmarinstöckchens, das ihr eigen war.

„Dort laß es liegen, bis du groß bist und dir etwas zu kaufen verstellst,“ riet er ihr atflüg, „gib acht, es wird dir einmal viel Glück bringen, da es nun den Segen der Kirche empfangen hat, dir und euch allen.“

„Und dir!“ rief sie und schlang ihre weichen Arme um seinen Hals. „Vieles, guter Zwan, habe Dank! Was mein ist, soll auch dein sein! Ich habe dich lieb, du Teurer, so lieb fast, wie ich die Mutter habe!“

„Aber ich gehe nun fort, Marijtscha,“ gab er ihr zu bedenken.

„Schadet nichts,“ rief sie getroßt, „du kommst ja wieder, und wenn ich groß bin, ziehe ich zu dir!“

So hatte er sich vor seinem Abschied vom Vaterhaus ihr treues kleines Herz noch ganz und gar gewonnen. Ihr süßes kindliches Bild war bestimmt mit daran schuld, daß ihm von der fernen großen Stadt aus, in die er nach kaum einer Woche überfiedelte, seine öde verwahrloste Heimat so hold erschien. Er hatte ein schweres herzbredendes Heimweh zu überstehen. Ein paar Wochen lang kränkelte er sogar ernstlich und lag einsam im Krankenstall des Zuspites. Dann aber gewann der neue, flotte, mannhafte Zug, der nun durch sein Leben ging, Macht über ihn. Er richtete sich auf, wuchs, wurde stärker und fester in seinem Empfinden und lernte gleich seinen jungen Kameraden alles verachten, was nicht des Zaren Mod und Waffen trug.

Als er zum erstenmal wieder in seinem schmucken Uniformröschchen nach Kalantaiska zum Besuch der alten Heimat kam, erschien ihm alles elend und erbärmlich, was ihm das Heimweh noch vor kurzen Monaten so zauberhaft vorgepiegelt hatte. Erst nach stundenlangem Anwesenheit fragte er nach seinen Freunden im Verwalterhaus. Sie waren fort. Es war nicht

mehr auszuhalten gewesen mit dem „unverschämten Rnecht“, der, wenn es länger so fortgegangen, schließlich seinen Herrn zum Hause hinausgeprügelt hätte. Wo sie ein neues Unterkommen gefunden, kimmerte den zornigen Gutsherrn nicht. Zwan fragte auch nicht weiter danach. Er sah, während sein Vater polkerte und zürnte, voll Ungebuld am abgeleerten Eßtisch und schaute durch die zerbrochenen Scheiben des gläsernen Vorbaues mißmutig hinaus in die freudlose Ebene.

Das Gras war von der Sommerhitze braun gefengt, und allenthalben tropte in breiten starren Büscheln der wilde graue Wermut. Ueber den Gartenzaun aber, wo er in seinen Heimwehträumen eine buntfarbige Blumenpracht die grüne Wildnis begrenzen gesehen, hingen die großen gelben Sonnenrosen weiß und müde die schlaffen Köpfe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine delikate Frage!

(Hierzu das Gemälde von Tih. Margitay S. 253.)

Nachdruck verboten.

Frühling ist! Inmitten eines alten, prächtigen Gartens, tief im Herzen der alten Magyarenstadt Budapest, liegt, einem verzauberten Märchenschloß vergleichbar, eine zierliche, schmucke Villa, deren zahlreiche Türmchen, Erker und Giebel in blendender Weiße aus dem grünen Laub hervorschauen. Ein leiser Zephyr flüstert in den jungen Baumwipfeln, raschelt in dem reichen Blättereschnur der Wein- und Eichenpaläste, welche die hohe Gartenmauer bekleiden, und treibt den süßen, betäubenden Geruch blühender Lindenbäume stoßweise durch das geöffnete Fenster in ein originelles, japanisch dekoriertes Gemach, über dessen leuchtenden, glänzenden Farben die Sonnenstrahlen in neckischem Spiel hin und her huschen.

Das fröhliche Lachen einer weichen, sympathischen Frauenstimme hallt in dem taprizierten Boudoir wieder; ist doch die Herrin dieses kleinen Zauberreiches mit ihrem jungen Gast in animierter Unterhaltung begriffen. Wie gut hat sie diesen anfängliche Schüchternheit fortzuplaudern verstanden, wie geschickt weiß sie ein fesselndes Thema zu finden, voller Lebendigkeit springt ihr beweglicher Geist vom Hunderten ins Tausendste, vom Kleinsten zum Größtesten hinüber, und das alles mit einer Anmut, wie sie eben nur eine Ungarin in so überreichem Maße besitzt. In des Wortes vollster Bedeutung ist sie eine „charmante, anmutige Frau“, noch jetzt, trotz ihrer vierzig Jahre, die sie nur höchst selten und mit komischem Seufzer eingesteht, und wenn nun gar ein sonniges Lächeln über ihr Gesicht huscht, die vollen, roten Lippen sich teilen und die blendenden Zähne sichtbar werden, dann — ja dann findet ihr junges vis-à-vis — es ist ihr Neffe — sie geradezu bezaubert. Weit, weit zurück in seine frühesten Kindheit datiert der Beginn seiner Verehrung für die schöne Tante, und von einem Sonntag zum anderen zählt er die Tage, denn die Besuche bei ihr hatten für ihn einen eigenen Reiz. So war es gewesen Jahr um Jahr, dasselbe freundliche Lächeln, dieselben gütigen Worte empfingen ihn, und diese Sonntage waren ihm die größte Erholung in seiner Studienzeit. Aber jetzt heute, wo die anmutige Frau ganz besonders guter Laune ist, wo sie sein junges Herz in Ekstase versetzen könnte — jetzt heute sitzt er ihr bedrückt und mißmutig gegenüber. Wie hat er sich auf diesen Tag gefreut, wo er ihr zum erstenmal als „Gigerl“ entgegenzutreten wird; Wochen und Monate hat er davon geträumt, und wie schön, wie männlich erschien er sich selbst, als er in seinem neuen Anzug siegesbewußt die Straßen durchschritt, sich in jedem Schaufenster verstoßen spiegelte und auf die Spitzen seiner tadellosen Lackstiefe voll innerer Befriedigung blickte, während er sich vergeblich bemühte, seinem Gesicht die vornehm-blasierte Gigerl-Physiognomie aufzulegen — vergeblich, denn in den treuerzigen Augen, da lag der Verräter, aus ihnen konnte man die ganze Seligkeit lesen, die ihn erfüllte.

Klopfenden Herzens betritt er die Villa seiner Tante: „Was wird sie sagen, wie wird sie mich finden?“ schwirrt es durch seinen Kopf. Aber „sie“ scheint nichts an ihm zu finden und sagt nichts, sie sitzt ihm schon eine geschlagene halbe Stunde gegenüber und plaudert, plaudert unaufhörlich in ihrer gewohnten Weise, vom letzten Wettrennen, vom Corso, vom Theater, von der letzten Rede im Parlament, von der Sommerreise, ja sogar vom Wetter. Zum erstenmal empfindet es der junge Mann schmerzlich, daß er in ihren Augen noch ein halbes Kind ist, daß sie nicht bemerkt hat, wie auch er nach und nach gereift ist und jetzt hart an der Grenze zwischen Jüngling und Mann steht. Eine tiefe Unmutsfalte lagert auf seiner Stirn, und so sehr absorbiert ihn sein Aerger, daß er sogar die Antwort auf eine Frage schuldig bleibt. Als aber die weltkundige Frau daraufhin überarracht in sein betäubtes Antlitz blickt, da zuckt es wie plötzliche Erkenntnis in ihr auf: „Jestas, Jestas, Kari“ (Karl), ruft sie, die schlanken Hände zusammenschlagend, „bist ja schier über Nacht ein feixhes Gigerl geworden. Mir scheint, mir scheint eine so schnelle Wandlung kommt halt nur die Liebe vollbringen. Fühl' doch mal, Kari, ob dein Herz noch da ist, oder ob's gar schon so ein herzigs Mädel gegen das ihre ausgetauscht hat!“

Und die schöne Frau beugt sich lächelnd vor und forschet mit fragendem Blick: „Na, stimmt's Kari? Kannst mir's gestoft beichten!“

Glühende Röte bedeckt des Angeredeten Gesicht, ein Zug höchster Verlegenheit malt sich auf seinem frischen Antlitz, während er verzweiflungsvoll seinen Hut umklammert, aber daneben breitet sich immer heller und heller strahlendes Lächeln aus, und sein Herz klopf ihm fast zum Zerbrechen. Ihm ist, als habe er soeben den Ritterichlag erhalten, es summt und faust ihm vor den Ohren: „Also für so unwiderstehlich hält dich deine vergottete Tante, daß es dir bereits ein Leichtes sei, ein Herz zu erobern; so etwas traut man dir zu!“ Wie ein warmes Glücksgefühl zieht es durch seine Brust: „Gottlob, endlich bin ich ein Mann!“

Die Sonne ist verschwunden, leise senken sich die Nebel herab, der Besucher ist gegangen, und die reizende Herrin des Hauses schließt das Fenster und blickt träumerisch hinaus: „Wie man doch alt wird.“ flüstert sie gedankenverloren, „nun ist aus dem Buben ein Jüngling geworden, fast über Nacht, unversehens!“

„Euer Gnaden, das Diner ist serviert,“ meldet die leise Stimme des Bedienten.

Sie fährt mit der Hand über die Stirn, wie um die

ersten Gedanken zu verschrecken: „Unfönn,“ murmelt sie, „solange das Herz jung bleibt, so lange ist man jung!“

Und die schweren Falten der goldgefärbten, japanischen Portiere schlagen geräuschlos hinter ihr zusammen.

L. v. Sterpeto.

Seebäder.

Medizinische Ratschläge von Dr. M. Stahl.

Nachdruck verboten.

Den Anforderungen, welche das Leben stellt, kann nur durch Anstrengung der Kräfte entsprochen werden; jede Anstrengung aber verlangt, des Ausgleiches wegen, eine Erholung der in Thätigkeit gesetzten Organe. Wird dieser Ausgleich nicht berücksichtigt, so treten Störungen ein: Ausgube und Einnahme decken sich nicht, und an der Mißwirtschaft leidet der Haushalt des menschlichen Körpers.

Jedermann weiß, daß auf Arbeit Ruhe folgen muß; es tritt Ermüdung ein und mahnt, von der Thätigkeit zu lassen. Die Natur selbst ist es, die spricht. Wer ihrem Gebote nicht gehorcht, sei es, daß die Not gebietet oder ein anderer Zwang, der spürt über kurz oder lang die Folgen. Es tritt der Zustand der Ueberarbeitung ein. Nerven und Muskeln sind so abgearbeitet und hinfällig geworden, daß sie selbst ein geringeres Maß von Anstrengungen nicht zu leisten vermögen und leichter und frühzeitiger ermüden, als zur Zeit gesunden Befindens. Alsdann sieht der Mensch sich gezwungen, längere Frist auszuspannen und das Versäunte nachzuholen. Geschieht dies nicht, so tritt Dauerfiechtem in irgend einer Gestalt auf.

Der Beruf und der Erwerb nehmen in der Jetztzeit allerdings die Kraft des Menschen mehr in Anspruch, als in früheren, bedachtameren Zeiten, sie allein aber wirken nicht so schädigend, wie die ganze Art und Weise des heutigen Lebens, zumal in den großen Städten. Es entspringen dem städtischen Zusammenleben so mannigfache Anlässe zu nervösen Herz-erregungen, daß schon darin die Förderung zur häufigeren Ausbildung auch tieferer Störungen dieses Organs anerkannt werden muß. Es handelt sich hierbei um die Ueberreizung des Nervenstems, die unruhige Erregung der Sinnesnerven durch grellere und wechselndere Eindrücke, unter denen schon der Straßenlärm an sich eine unvermeidliche Stelle einnimmt, die beständigen Anreize zur Begehrlichkeit, zur Genussucht, zu Leidenschaftern der edelsten wie der gemeinsten Gattung, das fieberhafte Arbeiten unter der Peitsche der geschäftlichen und nicht minder der gesellschaftlichen Konkurrenz, die lebhafteste Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten und am Parteigetriebe, das rastlose Plündern der Zeit, welches selbst bei den Mahlzeiten keine Gemütsruhe aufkommen läßt. Alle diese vereinten Anstürme auf die Nerven machen es nur zu erklärlich, daß nach übereinstimmender ärztlicher Erfahrung das Meer der Nervenkrankheiten und insbesondere diejenigen des Gehirns einschließlich der Seelenstörungen eine weit stärkere Verbreitung und eine hartnäckigere Verlaufsweise bei den Bewohnern der Städte — besonders der größeren — zeigen, als bei den Bewohnern ländlicher Orte.

Das Verlangen nach Abgeschlossenheit, die Sehnsucht nach Ruhe und Stille sind Zeichen der Ermüdung, hervorgerufen durch das dringende Bedürfnis nach Ausgleich.

Wenn wir durch eine mechanische Thätigkeit einen Muskel anstrengen, so versagt er nach einer Weile — er ermüdet; Ruhe giebt ihm die Spannkraft wieder. Arbeiten wir denkend, geistesbeschäftigt, so ermüdet das Gehirn schließlich, die Gedanken werden matt oder bleiben aus, und das Bedürfnis nach Schlaf tritt ein. Wird dem Muskel keine Ruhe gegönnt, so kann es kommen, daß er welkt und schwindet; wird dem Gehirn der Schlaf versagt, so leidet es an der Ueberreizung, an Schlaflosigkeit und Störungen normaler Empfindungen. Wird der gesamte Mensch den vorhin erwähnten Schädlichkeiten ununterbrochen ausgesetzt, so ergeht es ihm in ganzen wie dem Muskel und dem Gehirn im einzelnen; er spürt die Ermüdung, erschläft oder merkt die Folgeerscheinungen der Ueberreizung. Die Flucht auf das Land und in die Sommerfrischen ist nicht, wie Oberflächliche vermeinen, eine Modesache, ein thörichtes Mitmachen gesellschaftlicher Unnötigkeiten, sondern die Erfüllung eines Naturgesetzes, des Ausgleiches im Haushalte des Organismus. Den Ausgaben an Kraft — jede Erweiderung auf einen Reiz ist eine Kraftäußerung — wird Ersatz in der Ruhe geboten.

Die Ruhe ist jedoch nicht aufzufassen, wie ein greifbares Etwas, wie ein Kapital oder dergleichen, sondern darf nur als die Gelegenheit betrachtet werden, welche dem angegriffenen Organismus gegeben wird, sich wieder in Standzusetzen. Der Organismus baut sich aus eigener Kraft wieder auf. Damit dies in möglichst vollkommener Weise geschieht, müssen ihm gute Baustoffe geliefert werden. Die Baustoffe entnimmt er der Nahrung.

Zweckmäßige Ernährung ist daher außer der Ruhe notwendig.

Aus den Nahrungsmitteln bereitet der Verdauungsapparat blutbildende Säfte, aus dem Blute erneuert sich der Organismus. Das Blut wird in den Lungen und durch die Hautatmung lebend erhalten. Genügende Luft, reine Luft verhilft dem Blute zur Gesundheit. In der Lunge nimmt das Blut nicht allein den belebenden, zum Stoffwechsel unumgänglich notwendigen Sauerstoff auf, sondern scheidet abgelebte Stoffe in Gestalt von Kohlensäure und Wasserdampf aus. Bei einzelnen Krankheiten gesellen sich geringe Mengen riechender Zerlegungsstoffe hinzu, wie z. B. bei Diabetes das Aceton u. a. m. Das Blut dümpelt das Abgebrauchte in der Lunge aus, und die Ausatmung entfernt die nicht nur unnützen, sondern durch Anhäufung schädlich wirkenden Schlacken.

Hierin wird die Lungenatmung durch die Hautausdünstung unterstützt. Ein ausgewachsener Mensch verliert in 24 Stunden durch die Haut fast ein Kilo. Körperbewegung, Aufnahme von Nahrung und noch mehr von Getränken — Vieltrinker schwitzen im Sommer mehr als Wenigtrinker — steigern die Hautauscheidung, aber auch Angst, Zorn und Gemütsbewegungen erhöhen sie. Krankheiten und Hautauscheidungen stehen in innigem Verhältnisse zu einander. Unterdrückte Hautauscheidungen können Krankheiten hervorrufen, und umgekehrt kann Schweißregung die Heftigkeit einer beginnenden Krankheit drehen.

Der überreizte Gesamtorganismus, d. h. der Körper eines Menschen, der längere Zeit den vorhin erwähnten Schädlich-

keiten ausgesetzt gewesen ist, spürt die erworbene Schwäche namentlich an der Haut. Schon der Augenschein lehrt dies. Die Farbe der Haut ist unrein, grau, gelblich, unter keinen Umständen frisch und blühend. Viele giebt es, die sich und ihre Umgebung mit Puderweiß und Karminrot zu täuschen suchen: im ungeschminkten Zustande wird ihnen der Spiegel jedoch ungeschminkte Wahrheit sagen.

Die Empfindlichkeit der Haut ist krankhaft gesteigert. Der geringste Temperaturunterschied ist ihnen nicht nur unangenehm, sondern macht sie wirklich krank: sie kommen aus der Erkältung nicht heraus. Es friert sie im warmen Zimmer, sie lassen übermäßig einheizen, halten sich am liebsten in der Nähe des Ofens auf und kleiden sich mit ängstlicher Vorsicht in Wolle und viele Gewänder. Trotzdem ist ihnen kalt. Das kommt daher, weil die Hautthätigkeit träge ist, weil der Haushalt des Körpers — der Stoffwechsel — sich in der Haut und durch die Haut nicht regelrecht vollzieht. Die Gefühlsnerven der Haut sind überreizt und verweichlicht, die Muskeln sind erschläft.

In allen Fällen der Schwäche, zumal der durch Verschuldung gegen regelrechtes Leben erworbenen, thut Erholung, Not und Abhärtung. In den Seebädern bieten sich dazu die Mittel.

Auf welche Weise nun wirken die Seebäder? Es herrschen so viele falsche Ansichten gerade hierüber, daß es sehr notwendig erscheint, allen denen, die Seebäder gebrauchen wollen, das Verständnis ihrer Wirkungsweise vom medizinischen Standpunkte klar darzulegen, zumal die trefflichen Untersuchungen Hillers bahnbrechend geworden sind.

Zunächst kommt bei den Seebädern die Wärmeentziehung in Betracht, welche jedoch auch in Fluß- und Teichbädern zu erreichen ist, wenn im Sommer das Wasser sich nicht zu hoch erwärmt. Das Meer wird nie so warm wie Binnengewässer. In zweiter Reihe ist der Nervenreiz von Bedeutung, der eine starke Erregung der Gefühlsnerven der ganzen Körperoberfläche auslöst und durch allmähliche Gewöhnung an stärkere Hautreize den Körper abhärtet. Wichtig ist die Wirkung des Kältereizes auf die glatten Muskeln der Haut und die willkürlichen Muskeln des Knochengestüts; dieselben ziehen sich zusammen und bewirken hierdurch Steigerung des Blutdruckes. Die tägliche Wiederholung dieses Vorganges nennt Hiller ein „Turnen der glatten Muskelfasern“, und er hat darin recht.

Aus der Blutdrucksteigerung ergibt sich, daß eine gesunde Beschaffenheit der Blutgefäße und des Herzens Grundbedingung ist für den Gebrauch eines Seebades. Gewisse Herzleiden verbieten das Seebad; es sind dies Atherom, Sklerose, Aneurysma, Atrophie, Dilatation und fettige Entartung des Herzens, sowie Fetthertz. Wer irgend welchen Verdacht hat, daß es mit seinem Herzen nicht richtig sei (Angst, Atemnot, Herzklopfen, Blutandrang, Kurzatmigkeit nach körperlichen Anstrengungen), ziehe seinen Hausarzt zu Rat, bevor er auf eigene Hand ein Seebad aufsucht. Nur genaue ärztliche Untersuchung vermag Herzfehler festzustellen und von nervösen und eingebildeten Leiden zu unterscheiden.

Nach dem Kältereiz des Bades tritt Erschlaffung und Erweiterung der Blutgefäße der Haut ein; es überkommt den Badenden das Gefühl von behaglicher Wärme, von deren Eintritt es abhängt, ob ein Bad gut bekommen hat oder nicht. Offenbar wird der Kältereiz auch durch das verlängerte Mark auf innere Organe, auf Zwerchfell, Baucheingeweide, Harnblase und Milz übertragen, doch sind diese Wirkungen noch nicht hinreichend festgestellt.

Von allen Eigenschaften eines Wasserbades ist die erstgenannte, die Kälte des Seewassers (12°—15° R.), für die Wirkung des Seebades die hervorragendste. Der Kältereiz des Seebades ist aber ein so bedeutender, dabei nicht abstuftbarer, daß er nur eine beschränkte Anwendung zu Heilzwecken für Kranke gestattet, sowohl nach der Jahreszeit, als auch nach der Eigenart des Kranken und seiner Krankheit. Die Nordsee- und Ostseebäder unterscheiden sich in dieser Beziehung nicht wesentlich, eigentlich nur dadurch, daß der Wärmegrad in den ersteren gleichmäßiger und weniger schwankend ist, als in den letzteren, und daß die Badezeit, wenn man 12° R. als den für den Beginn zulässigen niedrigen Grad betrachtet, in den Nordseebädern im allgemeinen später beginnt (Juli), als in den Ostseebädern (Juni), aber auch durchschnittlich länger dauert (Ende September), als in den letzteren (Ende August). Schwächliche beginnen daher mit warmen Seebädern und Brausebädern, die allmählich kälter genommen werden. In allen wohlgeleiteten Seebädern finden sich zeitgemäß eingerichtete Warmbadehäuser. Wer dagegen die erforderliche Kraft hat, der nehme es weidlich mit dem kalten Wasser auf, nur sei die Dauer des Bades eine sehr kurze, mehr ein Abschrecken, als langes Bedweilen, da bei letzterem die Wärmeentziehung eine zu starke wird. Es sei vor aller sogenannten Kraftmeierei dringend gewarnt!

Der Salzgehalt des Seewassers, welcher in der Nordsee 3—4mal stärker ist, als in der Ostsee, beeinflusst die Wirkung des Seewassers nur insofern, als er die unmittelbare Nachwirkung desselben steigert (Hautrötung, hervorgerufen durch den Reiz nach der Wasserabnutzung auf und in der Oberhaut zurückbleibender Kochsalzkrystalle). Dagegen kommt der Salzgehalt zu weit höherer Geltung bei den warmen Seebädern, welche in ihren wesentlichen Eigenschaften (Wärme und Salzgehalt) von den Soolebädern nicht zu unterscheiden sind. Die Unterschiede in der Stärke der Soole zwischen Nordsee- und Ostseebädern, sowie zwischen See- und stärkeren Soolebädern lassen sich durch künstlichen Zusatz von Seesalz zum Badewasser leicht ausgleichen. — Die stärkste Salzwirkung auf die Haut entfalten die warmen Sodaseebäder beziehungsweise Sodasoolebäder mit dem Gehalte von 0,1 Prozent Soda. Auf ein Liter Wasser also ein Gramm Soda. Letztere hat nämlich die Eigenschaft, das der Haut anhaftende Fett zu verfließen, zu entfernen, und begünstigt hierdurch das Eindringen des Kochsalzes in die oberste Epidermisschichte. — Die Bewegung des Seewassers, welche in der Nordsee stärker und beständiger ist, als in der Ostsee, erhöht, beziehungsweise verlängert den Kältereiz des Seebades auf die Haut durch ununterbrochene Erneuerung des den Körper umspülenden Wassers. Die allgemene verbreitete Vorstellung von einer mechanischen Wirkung der Wellenbewegung ist unrichtig, mindestens stark übertrieben.

Die Dauer des Seebades ist von der Willfür des Badenden abhängig, aber wegen der Stärke des Kältereizes gewöhnlich doch eine verhältnismäßig kurze, nach Minuten zählende, und die Anzahl überhaupt eine beschränkte. Man

macht am besten zwischen den Bädern Pausen und läßt die Nachwirkung eintreten. Der Grundsatz: „Viel hilft viel“ ist durchaus nicht auf den Gebrauch der Seebäder zu beziehen; im Gegenteil: Viel kann schaden. Wer die Sehne zu straff spannt, schädigt die Federkraft des Bogens. Wer der Elastizität des Organismus zu viel zumutet, schwächt sie, anstatt sie zu heben.

Der Aufenthalt in den Badeorten ist gleichzeitig als Luftkur zu betrachten, da man sich, sobald es das Wetter nur einigermaßen gestattet, im Freien aufhält. Hierbei ist jedoch folgendes zu bemerken. Man übertreibe das sogenannte „Luftkneipen“ im Anfang nicht, man bedenke, daß der Körper sich plötzlich in andere Lebensbedingungen, als die alltäglichen, versetzt findet und sich daran gewöhnen soll. Jede Gewöhnung aber fordert — wie dies schon in dem Worte selbst liegt — Zeit. Die frische Luft, die kühle Umgebung, das Gehen und Wandern sind an und für sich keine Heilmittel, sondern Hilfsmittel. Unverständlich gebraucht, richten sie ebensoviele Unheil an, wie die Schädlichkeiten anrichten, denen man entflohen ist. Darum Maßhalten. Nervenschwache Personen müssen gewarnt werden, zu lange am Strande zu lagern und auf das Heben und Senken der Wellen zu blicken. Dies Spiel wirkt auf die Augen wie Musik auf das Gehör: Genügte erfreut und erheitert, zuviel spannt ab und erschläft. Es kommt vor, daß das überreizte Auge nachher in der Wohnung ein Heben und Senken des Tapetenmusters gewahrt und dadurch unruhig gemacht, am Einschlafen verhindert wird. Es ist dies ein Zeichen, daß zuviel Strand genossen wurde, und eine Mahnung, das Anstarren des Wellenspieles für einige Tage einzuschränken oder zu unterlassen, bis die Ueberreizung sich gelegt hat.

Zu den Ostseebädern herrscht Küstenklima, das ist ein Gemisch von See- und Landklima je nach der Lage des Ortes und der vorherrschenden Windrichtung. Der Hauptvorteil ist die verhältnismäßige Freiheit der Luft von Staub und von Krankheitskeimen.

Von größter Bedeutung bei dem Aufenthalte an der See ist die Bewegung der Luft. Selten ist es ganz windstill. Die bewegte Luft wirkt durchlüftend auf Kleidung und Körper; durch die stete Erneuerung der Luftschicht wird die Wärmeabgabe der Hautoberfläche vermehrt, die Ausdünstung nimmt zu, die gesteigerte Wärmeentziehung hat eine gesteigerte Wärmebildung im Körper zur Folge, und der Stoffwechsel wird lebhafter. Die weitere Folge davon ist das Bedürfnis vermehrter Nahrungsaufnahme: das Wachsen des Appetits! Trotz des Mehrressens jedoch nimmt das Körpergewicht nicht zu, weil Bewegung und der lebhaftere Stoffwechsel dem Stoffanfang entgegenwirken. In den Seebädern wird der Körper bei vernünftiger Diät und Lebensweise neu ernährt und gekräftigt, nicht aber gemästet. Daher kommt es, daß Leute, die durch Winterschwelgereien, Mangel an Bewegung und Luft korpulent wurden, in Seebädern allmählich abnehmen und sich wohl befinden. Jede Art von Ueberfütterung, Mißbrauch in Getränken, sowie Naschen und Schürfen zur Unzeit, d. h. außer den feststehenden Mahlzeiten, ist strenge zu vermeiden.

Die Seeluft ist daher allen zu empfehlen, bei denen die Gesamternährung daniederliegt, die Blutbildung zu wünschen läßt und die Ernährung und damit das Wachstum bestimmter Teile des Körpers in Betracht kommt, wie z. B. der Knochen, Muskeln und Nerven. Soll dies erreicht werden, muß der Kranke den ganzen Tag im Freien verweilen und nachts gegen Zug geschützt bei offenem Fenster schlafen. Die anfangs warme Kleidung wird nach und nach leichter gewählt, bis ein genügender Grad von Abhärtung erreicht worden ist und die sanfte, natürliche Abkühlung ihre segensreiche Wirkung ganz entfalten kann.

Zu Luftkuren solcher Art eignen sich die Nordseeinseln: Sylt, Norderney, Borkum, Föhr und die Bäder am Festlande: Husum, St. Peter u. a. m. Hier findet man außer Sommerfrische und Erholung die Heilwirkung der Seeluft insbesondere auf Ernährung, Blutbildung, Nerven, Knochen, Haut, Luftwege und Lungen. Die Nordseeluft ist stärkend und abhärtend auch für diejenigen, welchen das Baden untersagt ist.

Die Ostseebäder sind — wenn nicht gebadet werden darf — als Sommerfrischen mit dem Vorzuge kühler, staubfreier und keimfreier Luft zu betrachten, sodaß sie von denen aufgesucht werden, die nur körperliche oder geistige Erholung im „göttlichen Faulenzen“ suchen, und von zarten Naturen, deren körperliche Verfassung schon von gelinden Eindrücken beeinflusst wird.

Als Hauptregel aber gilt: Wer ein Seebad besucht, lasse Sorge und Arbeit daheim. Gar keine Beschäftigung ist die beste und heilsamste.

Zum Schlusse noch die Erörterung der Frage: Welchen greifbaren Nutzen haben die Seebäder? Die Antwort lautet: Sie stimmen den Menschen körperlich und geistig um, sie erfrischen ihn, machen ihn arbeitslustiger, weil er wieder zur Arbeit geschickt ist. Arbeitslust ist ein Zeichen körperlicher und geistiger Gesundheit.

## Jugendstürme.

Novelle von Alexander Kömer.

(Schluß von S. 235.)

Nachdruck verboten.

Der Gärtner war an seine Handtierung gegangen, wir beide saßen allein in der Laube. „Frau Binder,“ sagte ich, und sie schrak bei dem Anruf zusammen, was sonst gar nicht ihre Art war. Sie hatte wohl meine Anwesenheit ganz vergessen. „Frau Binder, wollen Sie das Mennechen immer zu Hause behalten, es gar nicht ein wenig unter fremde Menschen bringen? Es thut solchem jungen Mädchen in der Regel gut, wenn sie einmal einen Unterschied im fremden Hause lernt.“

Die Alte sah mir gerade und scharf in das Gesicht, und ich hielt ihren Blick aus. Wir verstanden uns. „So — so — Herr Doktor,“ sagte sie langsam, „ich weiß ganz genau, was Sie meinen. Ab und zu ist schon solch ein Gedanke auch durch meinen Kopf geflogen, ich bin nicht von gestern, wie Sie wissen, und damals, als wir ihn —“ sie deutete auf den, der jetzt an Mennechens Seite durch den Garten wandelte — „in unser Haus aufnahmen, und ich das schwere Stück anfang, damals war unsere Anna ein Kind. Ohne sie hätte ich es nicht fertig bringen können,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause, während deren auch ich geschwiegen hatte, fort, als ob sie ihren eigenen Erwägungen Antwort gäbe, „zu dem Ding gehörte mehr als ein es sündigen Menschenkraft. Das unschuldige Kind, das von nichts wußte, hat mehr geschafft, als mein Mann und ich. Er ist ein guter Mensch, er hat nur so merkwürdig unwirkliche Gedanken, darum sieht er vieles nicht, was in seiner nächsten Nähe passiert. Im — weggeben, meinten Sie, solle ich die Anna. Das würde uns, meinem Alten noch ganz besonders, recht hart ankommen, sie ist unser einzig Kind. Und ich bin mir noch nicht klar darüber, ob es wirklich not thut. In solch einem Kindskopf wächst viel buntes Kraut durcheinander, und was keine Wurzel hat, vergeht von selber.“

Sie wollte sich selber beruhigen, vielleicht hatte sie recht, jedenfalls kannte sie ihre eigene Art am besten. Was konnte ich mehr thun, als sie aufmerksam machen? Ich grübelte indes noch weiter. Sollte es nicht für meinen Max an der Zeit sein, daß er herauskam aus dieser Enge? Er war doch in Wirklichkeit noch kein Greis. Und bekundeten nicht seine Arbeiten ein neu erwachtes Streben? Seine Wünsche drängten sich in seiner Seele nur noch nicht klar ans Licht. Seine große Scheu vor dem ersten Schritt wieder hinaus in die Welt war mir sehr erklärlich. Er mußte ihn aber bald thun, und ich wollte ihn zu überzeugen suchen, daß es an der Zeit sei.

Hatte er meine Gedanken erraten, selber etwa Beobachtungen gemacht, oder trieb das Gefühl der alten Stärke, der geistigen Befundung ihn zu dem Natürlichen? Er kündigte mir schon eine Woche später an, daß er eine Reise vorhabe, nach Berlin, wo er verschiedene literarische Beziehungen angeknüpft und wo man ihn jetzt dringend aufforderte, persönlich zu erscheinen. Es winkten ihm die besten Aussichten für die Zukunft.

Sollte es wirklich möglich sein, Heinrich, daß ich noch leistungsfähig geblieben wäre, noch etwas schaffen und wirken könnte?“ rief er aus, und sein ganzes Wesen erzitterte in großer Erregung. „Ich komme mir manchmal vernessen und wahnwitzig vor, wenn ich mich in solche Gedanken verliere, und dennoch — es lebt, es arbeitet wieder da oben, wie in einem geordneten Mechanismus; bin ich der Alte noch, erstanden aus dem Sumpf zu neuem Leben?“

Mein Herz schlug vor Glück, als ich ihn so sah; ich versicherte ihn, daß er es sei. „Ehrgeiz hatte ich nie,“ fuhr er mit seinem wehmütigen Lächeln fort, „und was an Eitelkeit in mir gewesen, haben die schwarzen Fluten gründlich erlöset. Aber mir ist es, als sei ich meinem Gotte so viel schuldig geworden, daß ich für seine Menschheit noch arbeiten muß, solange meine Kräfte reichen. Gerade ich, der für sich nichts mehr will.“

Ich nickte. Der alte Schwärmer! Sollte es wohl einen Menschen geben auf dem Erdenrund, der wirklich für sich gar nichts wollte? Ich war aber sehr froh, daß er ging. Frau Binder teilte meine Freude, wenn die ihre auch nicht so uneigennützig war, als die meine. Wer sie nicht kannte, hatte wieder Ursache, sie für eine kalte und harte Frau zu halten, denn die Thren trauerten dem Hausgenossen schwer nach, auch ihr Mann, der den leeren Platz am Tische lange nicht sehen mochte. Mennechen meinte nicht und redete nicht darüber, sie that ihre Arbeit, wie sonst, und ging in ihrer stillen Weise einher, wie sonst, aber die Mutter sah es und auch ich, wie



Am Gedenktage. Gemälde von W. A. Roesler.

Photographieverlag der Photographischen Union, München.

Die Abhärtung macht den Organismus widerstandsfähig gegen Einflüsse des Temperaturwechsels. Die Haut ist nicht mehr so verhärtet, sie arbeitet den Stoffwechsel fördernd, statt wie im erkrankten Zustande ihn hindernd. Daher der berechtigte Ausspruch der Erfahrung, daß Seebäder vor Wintererkrankungen schützen, beziehungsweise schwere Formen in leichtere, bald vorübergehende umwandeln.

Die Abhärtung des Körpers macht sich ferner allen jenen Krankheiten gegenüber bemerkbar, die von Krankheitskeimen (Bazillen u. s. w.) eingeleitet werden. Dem gesunden Körper können jene Keime nichts anhaben, wo jedoch eine Schwächung vorliegt, wo der Stoffwechsel in Unordnung gerät und ihnen ein Boden bereitet wird, da siedeln sie sich an, vermehren sich und vergiften den Körper.

Widerstandsfähigkeit gegen Schädlichkeiten ist das Ergebnis der mit Vernunft und weiser Mäßigung gebrauchten Seebäder.



Aus der Schreckenszeit. Gemälde von E. van den Bussche.

Photographieverlag der Photographischen Union, München.

ihre Wangen blaß wurden, ihre Haltung schlaff und ihre Augen matt.

„Es war Zeit,“ sagte die Alte einmal bedeutungsvoll zu mir, „jetzt wird sie es noch überwinden.“

Mir gefiel die klaglose Art der Kleinen nicht. Max blieb den ganzen Winter fort, man hatte ihm einen langen Urlaub bewilligt, und er schien ihn auszunutzen. Er ging mit dem Gedanken um, seine Subalternstellung hier ganz aufzugeben und sich in Berlin, wo schon ein Kreis hervorragender Geister ihn umgab, niederzulassen. Ich zweifelte auch nicht mehr, daß er dort eine gesicherte Existenz und die ihm notwendige Anregung finden werde.

Seine Briefe waren ruhig gehalten und ohne Exaltation, was meine Sorge um ihn sehr verringerte. So war er denn dem Leben und der Welt wiedergegeben. Er besuchte in Berlin größere Gesellschaften und spielte dort, wie es uns schien, eine interessante Rolle. Was von seiner Vergangenheit verlaute, wurde in das Gewand poetischer Sage gehüllt; der Erstgeborene, der aus Lucifers Banden Entnommene war ein anziehender Gegenstand der Teilnahme.

Nach Weihnacht wurden seine Briefe spärlicher, und wenn er schrieb, waren die Episteln von lakonischer Kürze. Mich packte noch einmal die alte Angst, welche meine Frau mir vergebens auszureiben suchte. Nimmer aber wäre einer von uns auf die wahre Ursache des Schweigens verfallen.

Es war Ende März, als die ganz unerwartete Botschaft uns traf: Max hatte sich verlobt. Das Schreiben, in welchem er mir die große Kunde mitteilte, hatte einen ergreifenden Wortlaut. Die tiefste Demut sprach sich darin aus neben dem höchsten Entzücken.

„Kannst du es fassen, daß ich, der so tief Gefunkene, es gewagt habe, meine Hand nach dem höchsten Glück noch auszustrecken? Eine ebenbürtige Geistesgefährtin, ein edles hochherziges Weib neigt sich zu mir herab und will trotz meiner Vergangenheit ihr Schicksal an das meine ketten. Mir schwindelt; ich wandle wie auf Wolken und fürchte noch immer einen jähen Fall zu thun, zurück auf die Erde.“

Da war sie wieder, die alte Ueberschwenglichkeit. Nüchtern, mit kühlster Kritik sonderte ich aus den Angaben über diese phänomenale Eveline die praktischen Grundlagen. Sie war eine Waise, unabhängig, vernünftig, schön — natürlich geistvoll, hochherzig — sie vereinigte alle Tugenden in sich und lebte im Hause ihres Oheims, des Professors Nissen. Sie wußte alles, dafür kannte ich auch meinen Max, daß er ihr nichts verschwiegen haben würde — sie wollte es mit ihm wagen.

„Ich begreife es,“ sagte meine Frau, „wenn man ihm auch immerhin die Stürme seines Lebens ansieht, einen unwiderstehlichen Zauber besitzt der Mann noch.“

Ich schüttelte den Kopf: „Er ist emporgekommen, wie ich es nicht mehr für möglich hielt, aber eine Ruine ist und bleibt er, und nun — eine enthusiastische Liebesheirat mit einer hochgebildeten Frau. Wie alt mag sie sein?“ Ich nahm seinen Brief noch einmal zur Hand. „Dreißig Jahre, das paßt, nun Gott gebe seinen Segen!“

Er wollte mit der Braut kommen, er bat um unsere Gastfreundschaft für sie — selbstverständlich, sie sollte uns willkommen sein. Mit großer Spannung sahen wir ihrer Ankunft entgegen. Ich vergesse ihn nie, den Tag, als meine Frau und ich das Paar auf dem Bahnhof empfingen. Sie war eine hochgewachsene Brünette mit einem vornehmen Gesicht, eine gänzlich andere Sorte, als jene Leonore. Man hätte auf den ersten Blick sie für hochmütig und kalt halten können, sie gewann aber, je länger man mit ihr zusammen war.

Wie ich die Frau beobachtete! Kein Kriminalrichter, der eine Schuldverdächtige aufs Korn nimmt, kann haarfärber wägen. Aber sie hielt mir stand, und meine Frau war nahezu begeistert. Es war ein Wunder für meinen lieben gereizten Freund. Die edle Gehaltenheit und Festigkeit ihres Wesens, die wohlthuend abtand von seiner wieder reichlich über das Maß gehenden Exaltation, wirkte beruhigend. Sie sprach milde, aber in klarer Würdigung der Thatfachen, über die Vergangenheit, schien sogar selber der Meinung zu sein, daß eine kluge, wissende Gefährtin für ihn, trotz der bewiesenen Stärke, ein nötiger Schutz und Halt sei. „Er ist viel größer als alle, die nie gestrauchelt,“ sagte sie, „und sein Herz ist lauter Gold.“

Darin hatte sie recht. Am Morgen nach ihrer Ankunft gingen sie beide zu Binders. Wie mochte Nennchen sich benehmen. Die Nachricht seiner Verlobung war ihnen schon mitgeteilt, und ich hatte in jenen Tagen bei ihnen vorgeprochen, um die Wirkung derselben zu beobachten. Das alte Ehepaar war aufrichtig erfreut. Nennchen gab reichlich laut und stürmisch ihrem Jubel Ausdruck, das war nicht ihre natürliche Art.

Nun waren Max und Eveline allein zu ihnen gegangen und blieben lange dort. Als sie heimkehrten, war Max verändert, ihm schien kein neuer, irgendwie störender Eindruck dort gekommen zu sein. Eveline forschte bei mir eingehender nach Nennchen. Max habe ihr viel von dem jungen Mädchen erzählt, sie sei ihr daher auf das wärmste entgegengetreten, habe sie aber sehr schon gefunden.

„Mein kleines Nennchen war blöde,“ meinte Max harmlos, „sie ist es nicht gewohnt, mit so vornehmen Damen zu verkehren, und du imponierst ihr.“

Eveline schwieg, hatte aber augenscheinlich noch allerlei Gedanken, die sie nicht aussprach. Bei ihrem Fortgehen war Nennchen ganz verschwunden gewesen. „Das kleine dumme Ding,“ erzählte Max, „wir haben ihr nicht einmal Lebewohl sagen können.“

Es wurden jetzt große Beratungen gepflogen, Max hatte besondere Wünsche. Die Hochzeit sollte bald gefeiert werden. Wozu brauchte es auch für sie noch des Wartens, sie waren ja beide alt genug, aber Max wollte um keinen Preis diesen für ihn doppelt aufregenden Tag in großem Kreise begehen. In Berlin indes, wo eine ausgedehnte Sippe der Braut lebte, war eine größere Feier unvermeidlich, daher trat Max mit der Bitte hervor, sich in aller Stille hier in seiner Vaterstadt trauen zu lassen. Und er gewann bald die Braut dafür. Nach einiger Ueberlegung konnte auch ich ihm nur beistimmen. Er wünschte nur uns und Binders, die er als unerläßlich nannte, und den Onkel Evelinens als Zeugen des ersten Tages. Meine Frau und ich erboten uns sofort zur Ausrüstung der kleinen Feier, und seine Dankbarkeit und Freude kannte keine Grenzen.

Es war der 15. April festgesetzt zum Hochzeitstag, wir schmückten unsere bescheidenen Räume nach Kräften, aus Binders Garten ward geschickt, was die Gewächshäuser an Blütenfülle

liefern wollten. Nennchen war in dem unnatürlich erregten Zustande geblieben bis zum Abend vor der Feier. Sie sollte, nach Max' ausdrücklichem Wunsch, Eveline den Brautkranz winden und überbringen, und keine Ahnung besichtig sein Gemüt, daß er ihr damit eine Qual bereite.

Seine Liebe für sie, die ja von jeher einen väterlichen Charakter gehabt und sich in hundert Beweisen, freigebigen Geschenken, zarten Aufmerksamkeiten bekundet, hatte auch jetzt für sie gedacht und gesorgt. Er wählte ihr selbst eine Hochzeitstoilette in einfachem Geschmack, aber von schönem, duftigem Stoff. Er freute sich wie ein Kind darauf, sie darin zu sehen.

Uns allen fiel ihre Blässe auf, als sie an diesem Abend eintrat, um den Kranz zu überreichen. Sie sprach die begleitenden Verse mit zitternder Stimme, aber tief innigem Ausdruck, jedoch es Eveline in Erstaunen setzte. Doch Max in seinem Glückestaumel achtete heute auf ihr Aussehen nicht.

Als wir an der festlich bereiteten Abendtafel saßen und ich in das verklärte Gesicht des Bräutigams blickte, packte mich eine schwer zu verbergende Nüchternheit. Jetzt erhob er sich, und seine Gestalt erschien wieder so hoch und stolz, wie in der alten Zeit. Er ergriff die Flasche, welche vor ihm stand, und zum erstenmal nach langen Jahren wieder schenkte er sich ein Glas des edlen Rebenjaftes voll. Hoch erhob er dasjenige, strahlenden Auges, und neigte sich dann zu seiner Braut. „Heute troge ich den finstern Mächten,“ rief er laut, „ich bin von nun an gefeigt gegen ihre Tücke und Macht. Seit das edelste Weib sich mir anvertraut, bin ich wieder stark geworden. Herr Gott! ich danke dir!“ Er trank das Glas leer bis auf den Grund und schlenderte es dann von sich, daß es klirrend zerprang. Das Blödsichtige, Unerwartete seines Thuns wirkte auf uns alle lähmend, eine allgemeine Erstarrung bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft. Es herrschte Totenstille. Mir war es gewesen, als hätte ich bei dem klirrenden Klang des zerpringenden Glases einen klagenden Wehlaut vernommen, aber meine Sinne waren erregt, und es überkam mich ein Schauer. Ich sah, wie Max mit seiner Eveline flüsterte, die ernst und blaß an seiner Seite saß, und der Anblick seufzte mich. Sie hielt seine Hand, und um ihren fein geschnittenen Mund bebte es, als sie zu ihm sprach. Sie schien sehr erschüttert. Die beiden waren zu sehr mit sich beschäftigt, um auf etwas anderes, das am Tische vorging, zu achten. Ich aber ward jetzt gewahr, daß Nennchens Platz leer war und auch die Mutter sich erhoben hatte, um ihrem Kinde nachzugehen. Meine Frau unterhielt sich mit dem Professor, Evelinens Onkel, ich schlich mich unbemerkt hinaus.

Da lag Nennchen in unserm Hinterzimmer auf dem Sofa in schwerer Ohnmacht. Eins der Mädchen hatte sie auf dem Flur bewußtlos gefunden. Ich wünschte dem Glücklichen drinnen diesen Schreck zu ersparen und verabredete mit Frau Binder, welche sich wortkarg und finster über ihr Kind beugte, daß ich einen Vorwand erjinnen sollte, um dem Brautpaar die frühe Entfernung dieser beiden Gäste zu erklären.

Anna erholte sich und schlug die Augen auf — in diesem Augenblick trat Max mit aufgeregter Miene ein, er hatte Nennchens Verschwinden bemerkt. Ihr erwachender Blick traf zunächst auf ihn, sie stieß einen tiefen Seufzer aus und breitete die Arme ihm entgegen, dann erst klärte sich ihr Bewußtsein, und mit einem unterdrückten Aufschrei vergrub sie das Gesicht in den Händen.

Er war bei ihrer ausdrucksvollen Gebärde zurückgetaumelt und lehnte schreckensbleich am Thürpfosten. War ihm ein grelles Licht aufgegangen? Ich trat auf ihn zu, suchte ihm mit ruhigen Worten den Zustand zu erklären, während Frau Binder sich mühte, ihre Tochter in den warmen Mantel zu hüllen, um sie nach Hause zu bringen. Das junge Mädchen hatte sich am Tage schon angegriffen gefühlt, bei ihrem empfindsamen Wesen hatte dieser Akt der Kranzüberreichung sie sehr erregt, sie mußte jetzt Ruhe haben und würde morgen wieder frisch sein.

Unter solchen Reden drängte ich Max aus dem Zimmer, und er folgte mir wie ein Träumender, ohne einen weiteren Versuch zu machen, zu Anna oder ihrer Mutter zu sprechen. Er sah aus wie einer, dem man einen Schlag auf den Kopf verkehrt hat, und so, still und zerstreut, blieb er auch den ganzen Abend.

Der Hochzeitstag brach an, ein frostiger, mit Schneeschauern durchwirbelter Apriltag. Meine Frau schmückte die Braut, welche in ihrem weißen Gewande von schwerer Seide, den Brautkranz in dem reichen braunen Haar, und dem myrtendurchflochtenen Schleier darüber eine königliche Erscheinung bot.

Max kam spät. Bange Unruhe hatte uns alle schon durchzittert während der Minuten, wo die Braut harrend stand, ernst mit den stolzen Augen in das unfreundliche Wetter hinausblickend, aber ohne ein Wort, das von ihren Gefühlen etwas verriet. Endlich kam er, atemlos, in großer Aufregung. Er war noch bei Binders gewesen, sich nach Annas Befinden zu erkundigen. Sie war nicht imstande, der Feier beizuwohnen, auch die Eltern kamen nicht, wollten ihr Kind nicht verlassen. „D, daß diese Menschen mir fehlen an meinem heutigen Ehrentag!“ rief er. Hastig, abgerissen kam sein Bericht heraus, er beugte sich tief, Evelinens Hand zu küssen, aber seine Brust atmete schwer, und sein Wesen war so unsterk, wie ich ihn lange nicht mehr gesehen.

Die Kirche war gedrängt voll. Diese Heirat erweckte das allgemeine Interesse, die allgemeine Neugier. Auf der Stirn des Bräutigams, als er jetzt, die stattliche Braut am Arm, die Vorkasse der Kirche durchschritt, lag wieder der Ausdruck des Glückes dieser Stunde. Die Menge murmelte Bewunderung. Als die Ceremonie beendet war, fuhren die Neuvermählten nach meinem Hause, um im engsten Kreise ein kleines Hochzeitsmahl einzunehmen. Mit dem letzten Zuge wollten sie abreisen, nach dem Süden, und dort goldene Flitterwochen erleben. Max gefiel mir nicht. Es hatte sich seiner eine unnatürliche, hochgradige Aufregung bemächtigt, die beängstigend wirkte. Wohl begriff ein jeder, daß der Tag ihn tief bewegte, aber das hätte sich anders äußern sollen. Heute war ein halblotzes, sprunghaftes Hin und Her in seinem Wesen, das uns alle nicht zur Ruhe kommen ließ. Mit Schreden gewahrte ich, wie er hastig Glas auf Glas des schweren Rotweins hinuntergoß, wie seine Augen funkelten, während er lebhaft redete, in poetischem Schwunge, aber überpannt und exzentrisch.

Eveline saß bleich, in rätselhafter, beinahe kalter Ruhe an seiner Seite. War es die ungeheure Beherrschung, die sie notwendig hielt, um ihre innere Angst zu verbergen, sie erschien fast teilnahmslos, wie ein Marmorbild. Es wurde kein erquickliches Mahl, und es kam keine hochzeitliche Stimmung auf. Der Zeiger der Uhr wies die Stunde, wo die Tafel auf-

gehoben werden sollte, damit für die junge Frau Zeit bliebe, den Brautschmuck abzulegen und sich in das Reisekostüm zu werfen. Max umarmte sein junges Weib stürmisch vor unser aller Augen, was er bisher noch nie gethan. Seine Haltung war ihr gegenüber stets so ehrfurchtsvoll gewesen, daß meine Frau schon ein paarmal lachend zu mir bemerkt, sie wette, er habe ihr bis dahin nur die Fingerspitzen geküßt. Jetzt war auch Eveline überrascht und wehrte ihm mit einer Gebärde, die man als Abneigung hätte deuten können. Er, der Zartfühlende, schien das zu bemerken, er trat einen Schritt zurück und fuhr mit der Hand über seine Stirn. Sie trat, ohne sich weiter umzublicken, über die Schwelle des Toilettengemachs, wo die Jungfer ihrer harrete.

Es giebt keinen Zufall im Leben, und Gottes Wege sind vielverschlungen. So war es auch wohl Fügung, daß Max gerade in der Sekunde auf den Flur hinaustrat, als der Gärtner Binder außer sich und verstört hereinkürzte. Er wollte mich rufen in seiner Todesangst und Ratlosigkeit, sein einzig Kind, sein Nennchen lag da wie tot.

Ein unartikulierter Laut entfloß Max' Lippen. Er packte den alten Mann wie ein Wahnsinniger am Arm, und wiederholte nur immer: „Nennchen stirbt — an meinem Hochzeitstag! Hab ich das verschuldet? Sagt mir, ob ich das verschuldet?“

Der alte Mann schwieg, sein Herz war zerbrochen, und vielleicht sah er in Max den unglücklichen Urheber des Todes seines Kindes.

Ehe wir es hindern konnten, stürmte Max vorwärts, auf den Wagen zu, der vor der Thür hielt und bestell war, ihn und sein junges Weib zum Bahnhof zu bringen.

„Wohin willst du, Max? Deine junge Gattin wartet, ihr werdet den Zug verfehlen.“ Mein Ruf war vergebens, er hörte und sah mich gar nicht.

Während ich noch in ratloser Verzweiflung ihn zu halten versuchte — er trug noch seinen Hochzeitsfrack — rauchte es plötzlich neben mir, und ein kühler Zugwind streifte mein erhitze Gesicht. Es war Eveline, auch noch in ihrem Brautkleide, welche die Kunde gehört, die Scene mit angesehen haben mußte. Auch sie schien mich nicht zu sehen, ihr Gesicht hatte einen merkwürdigen, starren, fast unheimlichen Ausdruck.

Ehe ich mich besinnen konnte, saß sie neben ihm im Wagen, ich sah nur noch den weißen, mit Schwan besetzten Umhang, den sie um die Schultern geworfen, da zogen die Pferde an, und der Wagen rollte davon. Wie ich später an die Unglücksstätte gekommen, ich weiß es kaum. Meine Frau hatte mir den Ueberzieher aufgenötigt, und so fand ich mich plötzlich auf der Straße, mechanisch vorwärts eilend.

In dem Giebelstübchen, das Nennchen nach Max' Abreise auf ihren eigenen Wunsch bezogen, lag das tote Kind. Der Arzt war zur Stelle und erklärte mir, es sei keine Hoffnung auf Wiederbelebung, ein jäh eingetretener Herzschlag habe das junge Leben vernichtet. „Ich habe es gefürchtet,“ sagte er leise hinzu, „das Mädchen war lange herzleidend.“

Die Mutter stand mit einem steinernen Gesicht zu Füßen des Bettes, und Max gebärdete sich wie ein Sinnloser. Er warf sich über die Leiche, er wollte sie mit seinem heißen Atem erwärmen und wandte sich dann mit den unheimlich flackernden Augen zu Eveline, deren Erscheinung im Brautschmuck hier schaurig wirkte. Er riß in seinem wilden Fieber Fesseln von dem myrtendurchflochtenen zarten Gewebe des Schleiers, das junge Weib erschauerte. Mit einer langsamen, unnaheahmlichen Bewegung nahm sie Kranz und Schleier vom Haupt und deckte sie über die Leiche. Dann trat sie zurück, während der Arzt und ich Max mit Gewalt fortzogen. Er warf einen Blick, wie ihn ein todwundes wildes Tier haben mag, auf seine junge Gattin, schlug seine Hände vor das Angesicht und stürzte hinaus.

Ich hatte nur das eine Gefühl, daß ich Eveline von dieser Stätte des Jammers fortführen müsse, daß ihre Gegenwart hier für sie und die Eltern quälend sei. Sie ließ sich auch willig von mir geleiten. Wir sprachen unterwegs im Wagen kein Wort miteinander, ihre Hände waren kalt, wie die der Toten, und ich hätte glauben können, eine Marmorstatue neben mir zu haben. Zu Hause angelangt, lehnte sie die Begleitung meiner Frau ab und schloß sich in ihr Stübchen ein.

Ich aber fragte entsetzt, ob Max nicht hier sei, wohin war der Unglückliche geflohen? Erschöpft wie ich war, und auf das eifrige Zureden meiner Frau versuchte ich ein Weichen mich zu sammeln und zu ruhen, in der Hoffnung, Max werde eben Moment bei uns auftauchen, aber die Nacht brach herein, und er war nicht heimgekommen. Bei Binders war er nicht — wo konnte er sein? Ich beschloß, von den schlimmsten Ahnungen gepeinigt, ihn zu suchen.

Professor Nissen, Evelinens Oheim, der sich über diese unerhörten Vorgänge sehr entrüstet zeigte — eine Empfindung, die man ihm nicht verargen konnte — erbot sich, mich zu begleiten. Ich dankte ihm indes und erklärte, besser allein zu gehen. Er trat auch gern zurück.

Als ich gerüstet in der Thür stand, trat unerwartet Eveline, in einem dunkeln Mantel gehüllt, ein schwarzes Tuch um den Kopf geschlungen, aus ihrem Zimmer. „Kommen Sie,“ sagte sie in einem metallisch harten Ton, „wir wollen ihn suchen. Nein, wehren Sie mir nicht, ich bin vor Gottes Altar seine Frau geworden und weiß, was meine Pflicht ist. Kommen Sie, wir müssen ihn finden.“

Es war eine schauerliche Nacht. Ein feiner, mit Schnee vermischter Regen fiel vom Himmel, der Wind pfiß und blies rauh um die Ecken, und wir wanderten schweigend, wie ein paar ruhelose Geister, durch die Straßen.

„Sie hätten nicht mit mir gehen sollen, Eveline,“ sagte ich, „ich — ich kenne ihn so lange — und — ich kann nicht wissen, wo ich ihn heute finde. Er war sehr aufgereggt — dieses Unglück — Nennchens Tod —“

„Lassen Sie,“ erwiderte sie dumpf, „ich weiß, ich verstehe alles — ich muß aber Klarheit, Gewißheit haben.“

Wir gingen am Flußufer entlang, da, wo er früher in Nennchens Begleitung seinen täglichen Spaziergang gemacht. Mit bebender Scheu sahen wir hinab in die dunkle rauschende Flut. Hatte er da in seinem verzweifeltsten Schmerz Ruhe gesucht? Vergessen da — oder ... Ich wagte in meinem Gedankens nicht weiter zu gehen.

Es war nach Mitternacht, wir fanden keine Spur von ihm. Wie jammerte mich das arme junge Weib, das fröstelnd, aber mit festem Schritt an meiner Seite ging, in ihrer Hochzeitsnacht. Wir wendeten uns wieder der Stadt zu, und ich forderte sie noch einmal auf, nach Hause zu gehen, ich wollte sie

geleiten, dann allein weiter suchen. Sie machte nur eine abwehrende Bewegung und schüttelte den Kopf.

So mußte ich denn, meiner traurigen Ahnung folgend, in die Straßen gehen, wo er in seinen schlimmen Tagen zu verkehren pflegte. Es schien mir freilich unmöglich, ihn da zu finden, heute! Hatte der Teufel Macht, Sinne zu verwirren und seine Opfer festzuhalten?

Wie hohl hallten unsere Tritte in der engen Gasse. Der Wind pfliff heulend hindurch, er fing sich hier in dieser krummen Ecke, es klang wie das Getöse höhnender Dämonen.

Da leuchtete es in roten Buchstaben das Schild: „Zum schweren Wagner,“ die Kneipe, wo er sein Separatzimmer gehabt. Hatte es ihn in düsterem Instinkt dahin zurückgetrieben? Hatte er sich eine Schuld an Aennchens Tode beigemessen, sich verdammt und verloren gewähnt? Solche und ähnliche Gedanken marterten mein Hirn. Ich bat mit zagernder Stimme Eveline, hier unter dem Vorbach dieses Eckhauses zu verweilen, ich wolle nur einmal nachsehen.

Sie stand still und nickte. Wie mir das Herz schlug — es war so finster in der engen Straße, die trübe Laterne am Eingang des Wirtshauses niederen Ranges gab spärlichen Lichtschein, aber — lag da nicht jemand auf den Stufen, die zum Eingang hinaufführten? Ich eilte hastig vorwärts und beugte mich über die zusammengekauerte Gestalt. Da huschte es an meiner Seite, Eveline war neben mir, ihre scharfen Augen erkannten ihn eher, als ich, ihre Hand berührte sein Haupt. „Mag!“ sagte sie sanft. Der Ton ging mir durch die Seele. Es war mir später, als habe ich nie so viel Zärtlichkeit und verzehrende Liebe in dem Klange einer menschlichen Stimme gehört.

Er erhob das Haupt und richtete sich auf, bei dem schwachen flackernden Licht sahen wir sein geisterbleiches, verstörtes Gesicht. Seine Augen irrten noch unsicher umher, er schien in dumpfer Bewußtlosigkeit dazuliegen. Eveline hatte ihre Arme um seine Schultern geschlungen und half ihm sich aufrichten. „Mein armer, armer Mag!“ sagte sie noch einmal.

Da erkannte er sie, jäh blitzte es in seinem Auge auf. „Eveline!“ Es war ein Schrei, der aus innerster Brust ihm herausquoll. Wir stützten ihn beide, und er stand jetzt fest auf seinen Füßen. Er fuhr mit der Hand über seine Augen, seine Stirn. „Wo bin ich?“ fragte er matt. Sein Blick fiel auf das rote Schild, und er schauderte. „Wie kam ich hierher?“ murmelte er, ein Fieberfrost schüttelte seinen Körper, er preßte Evelinens Arm, er führte ihre Hand an seine Lippen.

„Eveline — armes Weib,“ sagte er matt, „auf dieser Schwelle mußt du mich finden, aber — drinnen war ich nicht!“ Er taumelte wieder, und ich sah spähend umher, ob nicht ein Wagen oder ein hilfreicher Mensch in Sicht. Ich hätte den Fall vorsehen sollen, aber meine Ahnungen waren so düster gewesen, daß ich es nicht gewagt hatte.

Da raffelte ein Wagen über das Pflaster der nächsten Straße — ich rief ihn an. Gottlob, es war eine leere Droschke, die zur Abholung eines Festgastes fuhr. Der Kutscher willigte ein, uns mit dem Kranken erst nach Hause zu bringen.

Mag war völlig klaren Geistes, als wir ihn auf das Lager betheten, aber ein heftiges Fieber war im Anzug. Frost- und Fieberschauer schüttelten ihn. Er hielt Evelinens Hand fest in der seinen. „Ich hatte dich vergessen, als das bleiche tote Kind da vor mir lag,“ flüsterte er mit seinen fieberbebenden Lippen, „es war wieder Nacht um mich geworden, du kamst und brachtest Licht.“ Dann verwirrten sich seine Gedanken und die Bilder in seinem Geist. Das Fieber kam mit wilder Gewalt zum Ausbruch. In seinen Phantasien kämpfte er mit Teufeln und Dämonen, Eleonore, deren Namen er nie wieder genannt, beschäftigte ihn, er rang mit ihr und ihrer Mutter, sie wollten ihn überwältigen, hinunterziehen in die schwarze Flut, dann folgten ruhigere Momente, wo er Aennchens und Evelinens Gestalten auftauchte, wo er mit leiser, brechender Stimme ihre Namen rief, sie weit von sich entfernt sah, er versinkend, sie ihm entschwebend.

Es waren düstere, qualvolle Tage, welche folgten. Lange schwebte er zwischen Leben und Tod. Der Arzt gab bei seinem kräftigen Körper immer noch Hoffnung. Eveline, die Tag und Nacht nicht von seinem Lager wich, erschien mir oft verzweifelt. Sie sprach sich aber nicht aus. Still und flaglos waltete sie ihres Amtes, nur an ihren eingesunkenen Augen und den verhärmtten Zügen sah man, wie sie litt.

Endlich zeigte sich ein Strahl des Bewußtseins, er erkannte seine Pflegerin. Der Arzt erklärte es für die Krisis. Aber er war so todesmatt, daß noch kein Wort über seine Lippen kam. Er lag stundenlang, ohne sich zu regen, mit gleichmäßigeren Atemzügen und verständnisvollem Blick. Dieser verriet, daß er von Evelinens Nähe wußte, daß sie ihm wohlthat.

„Wie entwickelt sich das dämmernde Erwachen seines Geistes?“ sagte Eveline in dieser Zeit einmal zu mir, und ich merkte, wie diese Vorstellung sie quälte. „Werden die traurigen Vorgänge ihm ewig ein Schuldgefühl aufdrängen, wird unser Hochzeitstag für immer einen düsteren Schatten über unser Leben breiten? Er forderte an jenem Abend, im Vollgefühl seines Glückes, die finsternen Mächte vermessen heraus, sie haben sich gerächt. Wird er je den Ort vergessen, wo wir ihn in unserer Hochzeitsnacht gefunden?“

„Er wird ihn vergessen, und Sie auch, Eveline. Sie besitzen eine große Seele und sind vernünftig und klar. Wenn er jetzt geneset und dem Leben wiedergegeben wird, dann sind Sie sein Stern, und er kann nicht mehr in Nacht versinken.“

Sie sah mir lange ins Gesicht, in ihre Gedanken verloren, und nickte dann. „Ja — ich liebe ihn, trotz der Flecken auf seinem Kleid,“ sagte sie wie zu sich selbst. „Seine Seele ist doch rein und edel, und er wird jetzt nicht mehr untergehen.“

Mein Freund ist genesen, und ein thätiger, tüchtiger Mensch geworden. Er lebt, ein glücklicher Familienvater, noch heute in Berlin. Sein Körper und sein Geist haben sich erholt von den Stürmen seiner Jugend, und Eveline hat ihren bedenklichen Schritt nie zu bereuen gehabt. Das noch immer schöne und stattliche Paar steht bei allen, die es kennen, in hohem Ansehen, und wenige wissen jetzt um die schwere Vergangenheit dieses genialen, bedeutenden Mannes, dessen menschenfreundliches Herz für jeden, der Rat und Hilfe bedarf, bereit ist. Wo er aber einen dem Laster des Trunkes Verfallenen findet, trübt sich sein Auge und auch — ich muß es leider eingestehen — mitunter sein Rechtsgefühl. Wer ihn da tabelt ob seiner zu großen Milde, ahnt freilich nicht, was in seiner Seele vorgeht. Wer kennt alle Nachseiten des Lebens, und wer leuchtet hinein?

Gerettet!

(Hierzu das Bild „Aus der Schreckenszeit“ S. 257.)

Nachdruck verboten.

Wer kann die Aufregungen schildern, die eines Tages in dem kleinen französischen Landschloß St. Claude herrschte, als die junge Komtesse Marie mit triefenden Kleidern und in nassen Strähnen herabhängendem Haar starr und leblos ins Haus gebracht wurde? Weinend und jammernd suchte die Gräfin-Mutter das Leben in den kalten, regungslosen Körper zurückzurufen, kopflos lief die Dienerschaft durcheinander, alle Wiederbelebungsmitel, die versucht wurden, wollten nicht helfen. Schon glaubte man die junge Komtesse tot, da fing sie plötzlich an, langsam zu atmen, und bald schlug sie die blauen Augen wie aus einem schweren Traume erwachend auf. Pierre, der Gärtner, der die Leblose ins Schloß gebracht, konnte auf alle Fragen der Gräfin nur die eine Antwort geben, daß er, von seiner Wohnung kommend, am Teiche vorbeigegangen sei, um Wasser zu schöpfen und die Blumen vor dem Schloße zu begießen. Da habe er vom Wasser her einen gellenden Hilferuf vernommen und die junge Komtesse erblickt, vergeblich bemüht, mit einer andern Person zum Ufer zu gelangen. Im selben Augenblick sei er hineingesprungen, und ihm als tüchtigem Schwimmer sei es denn auch gelungen, die beiden Ertrinkenden, Komtesse Marie und seine eigene Tochter Jeanne, ans Ufer zu bringen.

Als die junge Komtesse wieder zu sich gekommen war, erzählte sie, Pierres Bericht ergänzend, die kleine Jeanne habe über das Schlenfenbrett gehen wollen, sei dabei wohl schwindelnd geworden und hinuntergefallen; kurz entschlossen sei sie ihr nachgesprungen, um sie zu retten.

„Aber du kannst doch nicht schwimmen, liebes Kind,“ warf die Mutter mit zartem Vorwurf ein.

„Daran dachte ich in dem Augenblick nicht, gute Mutter. Und dennoch wäre Jeanne vielleicht ertrunken, wenn ich sie nicht eine Zeitlang über Wasser gehalten und um Hilfe gerufen hätte.“

„Tavohl, Sie allein haben Jeanne das Leben gerettet. Ohne Ihre Hilfe wäre ich zu spät gekommen,“ sagte Pierre und küßte die Hand der braven kleinen Komtesse.

Seit jenem Ereignis war manches Jahr vergangen. Komtesse Marie hatte sich zu einer schönen Jungfrau entwickelt, und auch die Gärtnerstochter Jeanne, nunmehr Maries Kammerzofe, war ein sehr hübsches Mädchen geworden. Sonst aber hatte der Wechsel der Jahre — es war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — nicht viel Gutes gebracht: Gewitterschwüle lagerte über Frankreich, die bald sich entladen und Tausenden und Abertausenden Tod und Verderben bringen sollte. Die Revolution brach aus, es fiel das Haupt des Königs, das Haupt der Königin, zu Tausenden starben ihre Getreuen auf dem Blutgerüst, und die Herrschaft fiel an eine kleine Zahl von Terroristen, die mit Blut und Schreden ihr diktatorisches Regiment zu wahren suchten. Ueber allen „Verdächtigen“ schwebte das Schwert der Mörder, und verdächtig wurde nachgerade ein jeder, der nicht offen und rüchhaltlos dem Sansculottismus sich anschloß.

Selbst in die Provinzen hinaus entbandte der „Wohlfahrtsausdruck“ seine Kommissäre mit der „Wandel-Guillotine“, und in Strömen floß allenthalben das Blut der Ablichen, der Geistlichen, kurz aller Anhänger der alten Ordnung, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts. Die ruhigsten und besonnensten Bürger wurden aus blasser Furcht zu niedrigen Denunzianten, zu Hentersknechten, nur um das gefährdete eigene Leben zu retten; der Fanatismus der Terroristen und die Angst vor der Guillotine verwandelte die friedliebendsten Bürger in blutgierige Wölfe. Entsetzten bemächtigte sich besonders der aristokratischen Familien auf dem Lande. Die Sünden der Väter und Großväter wurden hier an den meist unschuldigen Kindern grausam heimgesucht.

Die Gräfin St. Claude befand sich mit ihrer Tochter Marie auf ihren Gütern in der Bretagne. Mit Abscheu und Grauen hörten sie von den Gräueltaten der Revolutionskommissäre, die sich der heimatischen Provinz immer mehr näherten. Schon hatte der größte Teil der gräflichen Verwandten und Freunde die Anhänglichkeit an das Königshaus und den Besitz des adligen Namens auf dem Schafott büßen müssen.

In jener Schreckenszeit erkrankte die alte Gräfin und starb. Komtesse Marie stand ganz allein in der Welt. Was jetzt begannen? Wohin sich flüchten, wo Hilfe suchen? Täglich wurde die Gefahr größer. Ihr einziger noch lebender Verwandter, Camille de Fauconier, ein Schweftersohn ihrer Mutter, stand als Offizier in der Armee und war vielleicht längst ins Ausland gewandert oder zur Befämpfung der von Osten heranziehenden Feinde an die ferne Landesgrenze geschickt worden. Maries Kammerzofe Jeanne hatte sich an einen Förster in der Umgegend verheiratet; sie war treu und zuverlässig, vielleicht konnte sie raten und helfen. Jeanne war ja ihre langjährige Vertraute; sie wußte auch, daß eine heimliche Jugendliebe die Komtesse und ihren Better Camille verband. Vielleicht wußte sie Mittel und Wege, um Camilles Adresse zu erkunden, der sie aus allen Bedrängnissen retten sollte.

Es war am späten Nachmittag eines heißen Sommer-tages. Marie kniete in der kleinen Schloßkapelle vor dem Altar, in tiefes, inbrünstiges Gebet versunken. Sie flehte den Himmel an, sie einen Entschluß fassen zu lassen, wohin sie ihre Schritte lenken sollte, um der heranannahenden Todesgefahr zu entrinnen. Plötzlich zuckte sie zusammen, ein Freudenstrei „Camille!“ entfloß ihren Lippen, und schluchzend legte sie ihren Kopf an die Schulter des Geliebten, der, von Jeanne geführt, leise in die Kapelle getreten war.

„Du bist gekommen, mich zu retten oder mit mir zu sterben?“

„Daß du mich hier siehst, mein liebes Mädchen, hast du deiner treuen Jeanne zu danken. Ich habe die Armee verlassen und wollte hier einen Aufstand gegen die Tyrannen in Paris entfachen. Jeanne hat mich davon abgehalten. Sie suchte mich auf, erzählte mir vom Tode deiner Mutter, deiner hilflosen Lage, der Ankunft der Kommissäre und der Wandel-Guillotine in der Bretagne — ich bin zu spät gekommen — doch zum Glück nicht zu spät zu deiner Rettung!“

„Jeanne, teure Jeanne!“ rief Marie, die Förstersfrau umarmend, „wie soll ich dir danken?“ „Setze ich nicht von Kindheit auf in Ihrer Schuld, Komtesse? Doch der Abend naht, Sie haben keinen Augenblick zu

verlieren! Die Kommissäre waren gestern mit der Guillotine bereits in Pontivy, und morgen soll hier die blutige Arbeit beginnen. Es ist eine lange Liste — und auch Ihr Name, Komtesse, steht darauf!“

„Woher weißt du das alles?“ fragte Marie verwundert. „Forschen Sie nicht!“ sagte Jeanne abwehrend, „fragen Sie nicht, wer mir die Nachrichten gab! Sondern stehen Sie noch heute, sofort! Morgen ist es zu spät!“

„Doch wohin, Jeanne? Wohin?“

„Zunächst zu mir, Komtesse. Herr Camille begleitet Sie. Ihre Diener sind alle geflüchtet. Ich gehe jetzt unbemerkt fort. In einer halben Stunde folgen Sie mir, wie Sie da sind, es ist keine Zeit zum Umkleiden. Am Waldesfaum an der Köhlerhütte erwarte ich Sie. Durch einen Waldpfad führe ich Sie in das Forsthaus. Dort wartet mein Mann mit einem Wagen, der Sie nach Brest zu unseren Verwandten bringen wird. Was Sie auch unterwegs sehen mögen, ängstigen Sie sich nicht! Es geschieht Ihnen heute nichts.“

Noch eine Umarmung, warme Dankesworte, und Jeanne war fortgeeilt, Camille und Marie durchschrittren Arm in Arm den Schloßpark. Es war nur ein kleines Stück Wegs bis zum Walde. Glühend heiß war die Luft, sie schien förmlich zu zittern. Kein Lüftchen bewegte die regungslosen Bäume. Schnell schritt das Paar auf dem breiten Parkweg dahin. Doch was war das! Entsetzten lähmte Maries Schritte, eine dunkle Silhouette hob sich vom tiefblauen Himmel ab — das war der Tod: die Guillotine!

Camille fühlte das Zittern ihres Armes. „Was ist dir?“ fragte er besorgt.

„Nichts. Halte den Schirm vor!“ vermochte sie nur instinktiv hastig zu flüstern.

Mitten auf dem Wege war die Wandel-Guillotine aufgestellt. Auf ihren Stufen saß der Henker. Er kehrte ihnen den Rücken zu. Doch schienen ihm die nahenden Schritte nicht entgangen zu sein. Er wendete sich rasch um. Marie fuhr entsetzt bei seinem Umblid zusammen. War das ein Gespenst? Nein, nein, es war Pierre, ihr früherer Gärtner, Jeannes Vater!

Auch Pierre hatte Marie erkannt. Ein wohlwollender Zug glitt über sein starres Gesicht. Ihre Blicke begegneten sich. Er sah schnell fort, als wollte er damit sagen: „Geht nur vorbei, es geschieht euch nichts — um deinetwillen!“

Noch ein paar Minuten der Angst und sie waren am Waldesfaum bei der treuen Jeanne — gerettet! Gustav Dahms.

Das Abformen von natürlichen Blättern.

Nachdruck verboten.

Zum Abformen von Naturblättern eignen sich die mannigfachen prächtigen Blattformen der Buche, Eiche, Hafelnuß, des Ephen, der Rose und vieler anderer Pflanzen. Als Material verwenden wir guten Formgips, den wir am besten direkt aus der Fabrik beziehen, da er hier unter Garantie frisch ist; der bei den Drogueuhändlern käufliche hat meist durch längeres feuchtes Liegen an Bindkraft verloren und ist für unsere Zwecke unbrauchbar. Das notwendige Werkzeug ist das denkbar einfachste. Ein gewöhnliches spitzes Rückenmesser, ein Blechöffel, zwei starke Tuschpinsel à 10 Pf., ein circa 5 mm starker weicher Borstpinsel und ein Fläschchen mit Rüböl bilden die ganze Ausstattung dieses Ateliers.

Vor dem Abformen sammeln wir die nötigen Blätter, ziehen dabei aber diejenigen Exemplare vor, die plastisch gut durchgebildet sind; je scharfer und tiefer die Blattrippen einschneiden, desto wirkungsvoller werden die künstlichen Blätter. Wir schneiden den Stiel am Blattansatz ab, ölen daselbe ein, achten nur darauf, daß der Haarpinsel das genügende Fett auf das Blatt abgiebt, ohne tropfend voll zu sein. Die geölten Blätter legen wir mit der Fettseite nach oben in Abständen von 5—6 cm auf ein Reißbrett, welches wir vorher mit einem Bogen Pergamentpapier bespannten und den wir ebenso wie die Blätter ölen.

Da der Gips schnell bindet, rühren wir höchstens eine Menge, welche für vier Blätter ausreicht, mit einemmale ein, rechnen dabei durchschnittlich auf eine Blattfläche von circa 25 □ cm 2 Eßlöffel Wasser und 50 Gramm Gips. In einen Porzellannapf gießen wir zuerst das Wasser, streuen den genau abgewogenen Gips hinein, rühren diese Mischung tüchtig durch und lassen sie 2—4 Minuten stehen. Während dieser Zeit übergehen wir die Blätter und das darunter liegende Pergamentpapier noch einmal mit dem Pinsel und tragen dann auf jedes einzelne Blatt so viel Gips auf, daß es nicht nur bedeckt ist, sondern daß die Masse auch an den Grenzen etwa einen Centimeter breit darüber fortsteht.

Die Gipsmischung bindet allmählich, wir füllen nach und nach auf jedes Blatt so viel Gips, daß er die Höhe von circa 2 cm erreicht. Sodann streichen wir mit dem Messer die noch völlig weiche Oberfläche ohne aufzudrücken glatt und lassen nun das Präparat hart werden. Nach 20—30 Minuten können wir die erhärtete Form vom Pergamentpapier abheben. Wir drehen die Form um und lösen das Naturblatt ab (Fig. 1, Rosenblatt). Da beim Ausgießen der

Fig. 1.

flüssige Gips häufig unter das Naturblatt tritt und erhärtet, daselbe festhält, so schneiden wir mit dem Messer dieses Zuviel



fort, damit die Form freigelegt werde (Fig. 2, Epheublatt in der Form).

Wir thun gut, von jeder einzelnen Blattart 3-4 Exemplare zu formen, diese Gipsformen können beliebig lange aufgehoben werden, doch sind sie auch gegebenen Falles sofort zu benutzen.

Wollen wir damit arbeiten, so fehlt uns noch eines, das wir im Sommer sammeln können, nämlich der Zweig. Wir können unmöglich Rosenblätter und Rosen an einen Zweig modellieren, der die Form einer Schlingpflanze hat, wir suchen deshalb die charakteristische Eigentümlichkeit des Rosenzweiges nachzubilden; es wird dies nicht schwer sein, da wir das natürliche Modell vor uns haben. Die einzelnen Zweige sind trocken sehr leicht aufzubewahren. Ist der Zweig modelliert, so nehmen wir etwas Papiermasse, drücken dieses Stück breit, legen es in die Form und pressen sie damit aus. Die überstehende Masse wird in die Form zurückgedrückt, fehlende Masse von stärker liegenden Stellen hinübergezogen. Da der Gips die in der Papiermasse enthaltene Feuchtigkeit aufsaugt, so läßt man sie nicht darin liegen, sondern nimmt sie sofort heraus. Man erreicht dies am leichtesten, wenn man mit einem zur Kugel gerollten Stück Papiermasse auf das ausgepreßte Blatt tupft. Jedes Blatt wird nun, nachdem es die richtige Form durch Aufspitzen oder Biegen erhalten hat, auch gleich dem Stamme angefügt.



Fig. 2.

Man erzielt durch geschicktes Zusammensetzen so außerordentlich naturwahre Exemplare, daß ein derartiger Zweig den Eindruck einer wirklichen Pflanze macht.

Da es ja bekannt ist, daß unsere sparsamen Hausfrauen gern diese Techniken auch für Wirtschaftszwecke anwenden, so will ich das Abformen hier noch etwas ausdehnen.

In jeder Wirtschaft finden wir unter den Bilderrahmen Zinnschilder. Hier fehlt ein Eckstück, dort ein Stück Perlstab oder sonst ein Stückchen Ornament. Besonders empfindlich ist dieses Manko bei alten Bildern, die von Eltern oder Großeltern stammen und viele Umzüge durchgemacht haben.

Soll ein defektes Stück wieder in Ordnung gebracht werden, so nehmen wir erstens das Bild aus dem Rahmen, legen den letzteren auf den Tisch, den wir vorher mit Makulaturpapier bedecken, und pinseln den Rahmen rein ab. Fehlt z. B. die Ecke, so benutzen wir die zweite Ecke als Original. Wir ölen sie leicht aber gründlich ein, es darf dabei keine Stelle übersehen werden, wir gehen sogar mit dem Öl noch etwas seitlich über die zu formende Fläche hinaus. Wir rühren nun Gips in demselben Verhältnis, wie zuerst angegeben, mit Wasser an, rechnen auch hier auf 25 ccm 50 Gramm Gips und tragen denselben gut durchgerührt auf das zu formende Stück auf. Sobald der Gips abgegebunden (d. h. hart geworden) ist, nehmen wir die Form ab. Wir machen uns etwas Leim warm, streichen eine dünne Schicht auf das zu bedeckende Feld, drücken die Form mit Papiermasse aus und legen das so gewonnene Stück auf den Rahmen. Mit einem glatten Hölzchen und etwas warmem Leim, den wir mit dem Haarpinsel an den Ansaufkonturen entlang führen, drücken wir das Ornament an den Untergrund fest und lassen die Arbeit 1-2 Tage trocknen.

Es fehlt uns zum Schluß noch der Goldüberzug. Wir können diesen mit Blattgold herstellen, da es aber in pekuniärer Beziehung nicht rätlich ist, deshalb Blattgold zu kaufen, so nehmen wir einfach etwas gelösten Schellack, überstreichen die defekt gewesene Stelle, lassen sie eine Stunde trocknen, rühren dann etwas Goldbronze und Siccatis zusammen und übermalen damit die Papiermasse. Oskar Hülcker.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Juli“.

Fig. 1. Kleid aus Foulard. Farbiger, schwarz gemusterter Foulard, sowie weiße gestickte Spitze bilden das Material für das hübsche elegante Kleid; der Futterrock desselben ist 230 Cent. weit, vorn 103, hinten 109 Cent. lang aus fliederfarblichem Taft gefertigt, unten mit einer 6 Cent. breiten Blüschenspur von gleichem Stoff begrenzt, innen mit einer 12 Cent. breiten ausgezackten Feinstr. von Taft garniert und hinten, 26 und 63 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, je mit einem Zug versehen, durch den Bänder zum Zurückbinden geleitet werden. Die Garnitur des Rockes bildet unten eine 13 Cent. breite Feinstr. von gemustertem Foulard, die teilweise durch eine 16 Cent. hohe, mit einer 5 Cent. breiten Spitze abschließenden Feinstr. von gleichem Stoff gebildet wird. Das Ueberkleid aus Foulard besteht aus einer kurzen, glatten, vorn mit Halschluß versehenen Taille, der vorn ein, bis zum Saum des Rockes reichender, 56 Cent. breiter Teil aufliegt, welcher an den Seiten nach oben hin bis auf 40 Cent. Breite abgechrägt und vom oberen Rande aus, längs der Mitte, mit einem 20 Cent. langen Einschnitt versehen ist; die Stoffränder desselben sind, wie ersichtlich, mit einem kleinen zugespitzten Laß aus Spitze verbunden; oben zu beiden Seiten des Laßes, sowie unterhalb des Taillenabschlusses hat man den Teil, wie die Abb. zeigt, in Falten geordnet und denselben dem rechten Vorderteil angehängt, dem linken übergehängt. Den Seitenrändern schließt sich ein 224 Cent. weiter, entsprechend langer Teil an, der oben eingekräuselt, dem unteren Rand der Seiten- und Rückenränder der Taille gegenhängt und an den Seiten leicht gefasst, mit Bändern zurückgebunden ist, wodurch die Rockgarnitur sichtbar wird. Das Ueberkleid hat man durch eine, mit langem, in



1.

Patten endendem Schoß versehene Jade aus Spitzenstoff vervollständigt, die mit einem Reversstragen aus gleicher Spitze verziert ist; letztere garniert auch manschettenartig die oben stark eingereichten, unten engen Ärmel. (Siehe auch die untenstehende Rückansicht.)

Fig. 2. Kleid aus Batist. Das für junge Damen geeignete Kleid ist aus hellgrauem, mit 6 Cent. breiten, mit Füll unterlegten, weißen, gestickten Bordüren versehenem Batist, sowie rosa Surah gefertigt und mit einer Schleife aus gleichfarbigem Band garniert. Für dasselbe stellt man zunächst den Rock 212 Cent. weit aus grauem Baumwollensatin her, verzieht ihn hinten mit einem Zug und bekleidet ihn unten 12 Cent. hoch mit Batist, dann garniert man den Rock hinten mit einem entsprechend langen, 180 Cent. weiten Teil aus glattem Batist, der zu beiden Seiten des Schließes je in drei nach hinten geführte, dicht aufeinander liegende Falten geordnet ist und dem sich unten an den Seiten ein dem vorderen Rockteil aufliegender, 62 Cent. hoher, 122 Cent. weiter, volantiartiger Teil von gleichem Stoff anschließt. Den vorderen Rockteil garnieren außerdem zwei je vorn 119 Cent., an den Seiten 99 Cent. lange, 120 Cent. breite Teile aus Batist, die vorn mit Bordüre abschließen, daselbst bis auf einen, unten befindlichen, 35 Cent. langen Schließ zusammenhängen sind und oben, in Falten geordnet, dem hinteren Teil bis zu den Falten überstreuen. Die Taille hat man vorn auf den mit Halschluß versehenen Futterteilen glatt mit Surah bekleidet und mit zwei je 23 Cent. breiten Blüschenteilen von gleichem Stoff ausgestattet, die oben je bis auf 9 Cent. Breite eingekräuselt, unten je bis auf 7 Cent. Breite in nach vorn geführte Falten gelegt und vorn unter einer mit Hierfischen behängten Blende von Surah geschlossen werden. Die übertretenden Vorderteile aus gesticktem Batist sind, unten eingereicht und nach innen umgelegt, den Futterteilen gegengehängt. Den unteren Rand der Seiten-, sowie der mit Seiderei verzierten, gefalteten Rückenteile begrenzt, wie die nebenstehende Rückansicht zeigt, je ein 30 Cent. langer, 124 Cent. weiter gerader Schoßteil, der am Seitenrande mit Bordüre abschließt und daselbst, sowie hinten in Falten geordnet ist. Ein Stehstragen aus Seiderei, dessen umgelegte Ecken mit Surah bekleidet sind, sowie bauschige, unten in Säumchen genähte und daselbst manschettenartig mit Bordüre verzierte Ärmel und ein Gürtel aus 9 1/2 Cent. breitem Reppband, der gefaltet, den unteren Rand der Taille begrenzt, sich unter den Schoßteilen fortsetzt und hinten mit einer großen Schleife endet, vervollständigen die Taille.

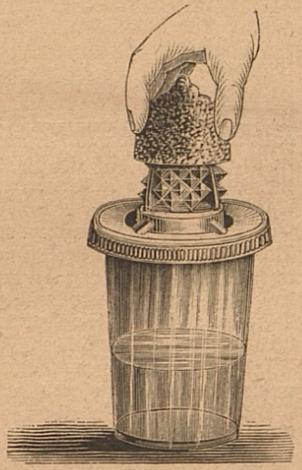


2.

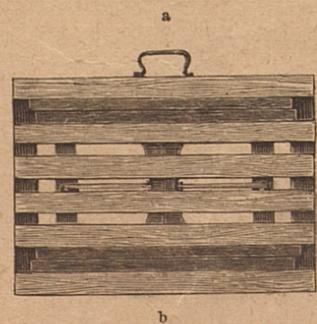
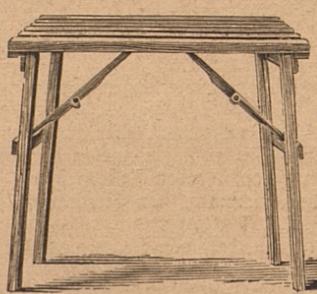
Bezugquelle der Modelle: Berlin, Bonwitz u. Littauer, Behrenstraße 26a.

### Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Citronenbohrer aus Glas. Dieses zweckmäßige Gerät wird überall da willkommen sein, wo man häufig Citronenlimonade genießt, also auch besonders in Krankenzimmern. Der kleine Gegenstand besteht aus einem geschärften, niedrigen Glasfegel, dessen Oberfläche mit zahlreichen Spitzen versehen ist. Der Fegel ist von einem durchbrochenen Tellerchen umgeben, dessen Rand auf die Öffnung eines Wasserglases von beliebiger Größe paßt. Zur Benutzung wird eine zur Hälfte durchgeschnittene Citrone, wie die Skizze zeigt, auf den Fegel gesteckt und, während die eine Hand Glas und Bohrer festhält, langsam gedreht. Die spitzen Jaden zerreiben das Fleisch der Frucht, und der Saft fließt bei gelindem Pressen durch die Öffnungen des Tellerchens in das darunter befindliche Glas. Der Preis des neuen Citronenbohrers beträgt 50 Pf., bei portofreier Zusendung 1 Mark.



Neuer Lampenschüsser für den Garten. Die nebenstehend skizzierte Vorrichtung ermöglicht es, jede Petroleumlampe in eine Gartenlampe umzuwandeln, die sich im Freien benutzen läßt, ohne daß man ein Verlöschen durch den Luftzug zu befürchten hätte. Die Vorrichtung besteht aus einer laubearbeiteten Kupferhülse, welche sich oben kugelförmig erweitert. Die Erweiterung ist durchbrochen gearbeitet und im Inneren mit einer durchlöcherichten Platte von Marienglas versehen. Die ganze Vorrichtung reguliert durch ihre eigentümliche Konstruktion den Luftzutritt von außen in den Zylinder und verhindert selbst bei starkem Luftzug das Flackern der Flamme. Höhe und Breite der Hülse sind so eingerichtet, daß dieselbe auf jede Lampe paßt. Der Preis beträgt 3 Mark 50 Pf.



b

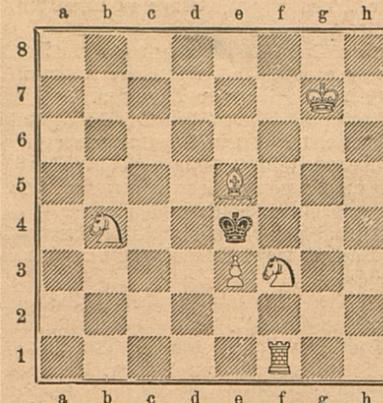
Neuer zusammenlegbarer Feld- und Gartenstuhl. Ein praktischer Stuhl, welcher sich durch die Leichtigkeit, mit welcher er sich transportieren läßt, auszeichnet. Skizze a zeigt den Stuhl geöffnet. Um ihn zusammenzuliegen, klappt man beide Füße nach innen, und zwar sind dieselben so groß, daß sie die Sitzflächen genau ausfüllen. Der zusammengelegte Stuhl ist also, wie Skizze b zeigt, weiter nichts, als eine an einem Messinggriffe aufs bequemste zu tragende durchbrochene Holzplatte. Der Stuhl ist im übrigen aus hartem Holze leicht und trotzdem höchst solide gearbeitet, mit metallenen Scharnieren versehen, lackiert, und wiegt nur 1 1/2 Kilo. Der Preis des Stuhles beträgt 4 Mark.

Bezugquellen vorstehend beschriebener Geräte: Magazin des königlichen Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 293.

Von F. F. L. Meyer. Schwarz.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 291 Seite 219. Weiß. 1. Sh2-f3. Schwarz. 1. Bellebig. Weiß. 2. D. T. oder S. matt.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

#### Auflösung der Rätselfrage Seite 219.

Durch Verlesung der Buchstaben, aus denen die Wörter — Licht, Sicht, Sinn, Anden, Uns, Vire, Irene — bestehen, erhält man: „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein.“

### Anagramm-Kleeblatt.

- 1. Es stand im grauen Altertum Als Gottesmann in hoher Ehre. Doch stellt ihr seine Zeichen um, So findet man's in jedem Meere.
2. Ihm sind als mächtigem Geschlecht Einst deutsche Könige entsprungen. Versöhnen hat's als treuer Knecht Durch langen Dienst die Braut errungen.
3. In Afrikas Norden liegt's als Stadt, Bespißt vom Meereswellentanze. Versöhnen ist's ein Ruhmesblatt In Henric Lebens Dichterkranze.

Werden die Anfangsbuchstaben der bei der Auflösung sich ergebenden Wörter richtig geordnet, so nennen sie einen der berühmtesten Männer der Gegenwart. R. L.

### Korrespondenz.

Verschiedenes. A. v. F. in W. Weibliche Ärzte und Operateurinnen von großem Ruf gab es — nach von Kraemer's „Kulturgeschichte des Orients“ — bereits im 9. und 10. Jahrhundert im Araberreich. Unter der Araberherrschaft in Spanien studierten die Frauen vornehmlich an der Universität Cordova. Im 12. Jahrhundert gab es auch in Bologna und Palermo schon weibliche Studenten der Medizin.

W. D. in Leipzig. Das kleine Telephonpult der Firma Jul. Rosenthal (Berlin W., Behrenstr. 30) ist sehr praktisch und für jeden Telephon-Angeschlossenen wertvoll; es vereinigt Fernsprechregister, Schreibblock mit Bleistift und Armstütze und kostet 1,50 Mk.

Kosmetik und Gesundheitspflege. L. W. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß durch den Genuß von unreinem, bzw. bakterienhaltigem Eise Krankheiten erzeugt und verschleppert werden können. Dr. Seyroth im Reichsgesundheitsamt stellt folgende Forderungen für genießbares Eis auf: 1. Das zur Konservierung von Nahrungsmitteln und zur Kühlung der Getränke in den Handel gebrachte Eis, gleichviel ob dasselbe durch den natürlichen Gefrierprozeß entstanden oder auf künstliche Weise erzeugt ist, darf nur solchen Gewässern entstammen, deren Reinheitszustand sicher festgestellt ist und denjenigen der natürlichen, zur Wasserleitung geeigneten Flüsse und Binnenseengewässer erreichen muß. 2. In fortwährender Kontrolle ihrer Reinheit sind die Eisorten einer in bestimmten Zeiträumen zu wiederholenden Untersuchung zu unterwerfen.

Haushalt und Küche. A. in B. Will man während der heißen Jahreszeit Milch für wenigstens dreißig Stunden haltbar machen, ohne derselben ein chemisches Konservierungsmittel zuzusetzen und ohne ihren Geschmack zu verändern, so kann dies durch Erwärmen oder „Bakterisieren“, also ähnlich wie beim Biere, geschehen. Man erwärmt die Milch auf 65 bis 75 Grad und kühlt sie dann durch Einstellen in eiskaltes Wasser sofort auf 10 bis 12 Grad ab. Diese schnelle Abkühlung ist für das Haltbarmachen unerlässlich, weil bei allmählichem Abkühlen die Milch ebenso rasch verderben würde, als wenn sie gar nicht bakterisiert worden wäre. Berücksichtigt man auf den Wohlgeschmack der Milch, so muß man sie bis auf 96 Grad erwärmen; sie wird dann noch bedeutend haltbarer. M. K. Memmingen. Baptschachteln fabriziert G. Wenderoth in Kassel.

Abonnetin in Str. Ein guter Frankfurter Apfelwein ist gar nicht so leicht zu bereiten, und das erste Mal wird es trotz allen Aufpassens wahrscheinlich nicht so recht gelingen, es gehört Erfahrung dazu. Die erste Bedingung ist Sauberkeit sämtlicher Geräte, ein guter Keller, nicht warm und feucht, und eine recht fein mahelnde Mühle. Die Äpfel sollen fest, doch nicht sauer sein. Von den vielen verwendbaren Sorten verdient der Rosapfel den Vorzug. Die vollkommen reifen Äpfel werden möglichst sofort nach dem Einbringen gemahlen und das Gemahlene in 1/2 Stück Württen gestellt. Nach eintägigem Stehen wird gefiltert. Dann kommt der Most ins Faß, sodaß es bis zu 5-8 Cent. unter dem Spundloch voll ist. Etwa um Neujahr wird der Most, der unterdessen sehr vorsichtig behandelt sein muß, auf andere Fässer abgezogen, wo noch eine kleine Nachgärung erfolgt.

Antworten. F. S. in B. Auf die Anfrage in Nr. 20 (Seite 199) wird uns mitgeteilt, daß E. V. Lang, Steinbruch Ihrlersheim bei Kelheim a. D. (Bayern) gute Platten jeder Qualität liefert.

### Abonnements

auf das dritte Quartal — Juli bis September — werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von 2 1/2 Mark

(in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr.)

angenommen. — Unsere neu hinzutretenden Abonnenten machen wir besonders darauf aufmerksam, daß die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit von uns nachgeliefert werden, sowohl durch die Postanstalten, als durch jede Buchhandlung. Die deutschen Postanstalten bewirken jedoch die Nachlieferung nur auf ausdrückliches Verlangen der Abonnenten und gegen Zahlung von 10 Pf. Bestellgeld. Administration des „Bazar“.